

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Vierundzwanzigster Band.

---

Berlin.  
Verlag der Zukunft.  
1898



# Inhalt.

Amerikas Sieg . . . . .	313	Frage, die soziale, im Mittelalter . . . . .	119
Aufsätze, drei . . . . .	32	Frauenbrama, ein . . . . .	511
Aufstand, der, in Italien . . . . .	22	Frauen, schreibende . . . . .	324
Ausgleich, der österreichisch- ungarische . . . . .	279	Goethes Weltanschauung . . . . .	549
Aylrecht, Genfer . . . . .	263	Gratifikationen s. Notizbuch 399.	
Bismarck . . . . .	225	Großvaters Uhr . . . . .	306
Bismarckbriefe, neue . . . . .	407	Gruß, letzter . . . . .	250
Bismarckfeier . . . . .	273	Harmonie, die, der Menschheit . . . . .	458
Bismarcks Memoiren s. Notiz- buch 400.		Hausfestimmung . . . . .	347
Boom, der . . . . .	572	Hausfestimmungen . . . . .	270
Börsenleben, pariser . . . . .	485	Hebbel als Prophet Bismarcks . . . . .	62
Buddhismus . . . . .	54	Herbsttendenz . . . . .	446
Bund der Landwirthe s. Notiz- buch 351.		Herodrats Tagebuch . . . . .	575
Bye, Jdar . . . . .	204	Hobson, Eib . . . . .	137
Byzantinismus s. Notizbuch 490.		Hunhilfe . . . . .	518
Chemie, aus dem Reich der . . . . .	438	Jahrhundert, das neue . . . . .	449
Dienstzeit, wider die zweijährige . . . . .	364	Industrieforgen . . . . .	178
Diskontogesellschaft, die . . . . .	396	Johanna s. Frauenbrama.	
Distel, die . . . . .	403	Kaiser, der, im Orient . . . . .	97
Einfall-Fabrikantin, die . . . . .	175	Kaiserrebe in Hannover s. Notiz- buch 488.	
Eliezers, Rabbi, Weib . . . . .	392	Keck, der stumme . . . . .	294
England, Portugal, Deutschland . . . . .	534	Kreuzzeitung s. Notizbuch 352.	
Feenpalast, der . . . . .	1	Kriege, nach dem . . . . .	491
Fegefeuer, im s. Theaternotiz- buch 133.		Kulturfortschritt? . . . . .	191
Ferienbörse . . . . .	130	Kunst, die, des Wohnens . . . . .	503
Folgen, wirtschaftliche, des Krieges . . . . .	317	Kunstausstellung, in der . . . . .	110
		Lätierbäumen, zwischen lonsdaler s. a. Soziologischer Pessi- mismus.	570 106

Leonore, die dritte . . . . .	353	Stand, ein neuer . . . . .	252
Lieutenant von Bismarck . . . . .	537	Stempel, falsche . . . . .	94
Lippe . . . . .	185	Stillstand oder Niedergang? . . . . .	219
f. a. Notizbuch 350.		Strauß, seit . . . . .	79
Mörder, der . . . . .	88	Tagebuch, aus dem, eines Schauspieler's . . . . .	331
Mythologie, vergleichende . . . . .	144	Teufelsinsel, die . . . . .	451
Narren, des, Waldgang . . . . .	302	Theaternotizbuch . . . . .	133
Nervenheilstätten (Eulenburg) . . . . .	27	Theorie, eine moderne, des Staatsrechtes . . . . .	383
Nervenheilstätten (Röbina) . . . . .	171	Tolstoi, die Familie . . . . .	480
Niese, Hans f. Theaternotizbuch 133.		Trim, der Abenteuerer . . . . .	125
Notizbuch . . . . .	45, 222, 350, 399, 488	Unfug, der, der Presse . . . . .	11
Offizier-Capes f. Notizbuch . . . . .	489	„Unser Kaiser“ f. Notizbuch 46.	
Ordnung und Recht . . . . .	101	Vergeffen . . . . .	157
Partikularismus, industrieller . . . . .	42	Verkaufsverbot der Zukunft auf den preussischen Bahnhöfen f. Notizbuch 224.	
Pessimismus f. Soziologischer.		Viktoria-Park-Theater . . . . .	181
Moep, Berthold von f. Notizbuch 222.		Wahrheit, der, Rache . . . . .	47
Prokurator, der, von Judaea . . . . .	254	Warnungssignale, transatlantische 200	
Resurrection Co. . . . .	72	Weshalb ich mein letztes Drama geriss. . . . .	564
Schlaucherl, der, vom Berge . . . . .	36	Wie die Jungen zwitschern . . . . .	450
Selbstanzeigen 91, 214, 266, 394, 532	567	Willensschwäche . . . . .	469
Sie konnten zusammen nicht kommen . . . . .	557	Wirtschaft, italienische . . . . .	158
Stokinos, Nikolai . . . . .	401	Dankfest, nach dem . . . . .	303
Sozialpolitik im Mittelalter . . . . .	49	Zuchthausordnung . . . . .	539
Soziologischer Pessimismus . . . . .	472	Zwiespalt . . . . .	67
f. a. Latifundien-Marg.			
Staatsrecht f. Theorie.			

(Das Autoren-Register zu Band 13—24 der „Zukunft“ befindet sich am Schluß dieses Bandes.)



Berlin, den 2. Juli 1898.

## Der Feenpalast.

Neben der berliner Börse liegt, an der träg und schmutzig dahinschleichenden Spree, der durch den katholisirenden Stil des neuen Dombaus verunstalteten Museumsinsel gegenüber, ein gräuliches Haus, dessen unschöne Front auf einer an Meßschaubuden mahnenden Riesentafel die Inschrift trägt: „Feenpalast“. Das häßliche, immer mit allerlei bunten Plakaten beklebte Gebäude gleicht ganz und gar nicht einem Palast und hat niemals den Zwecken gedient, denen die Paläste bestimmt wurden und heute noch werden. Auch ein Feenheim war es wohl nie; nicht, als es der Schauplatz des schnell wieder entschlummernden Waarenbörsenlebens war, und erst recht nicht, als nach den Händlern und Spekulanten später die Akrobaten, Quettisten und Tricotdamen einzogen, statt der am hellen Tage zu prüfenden und zu erhandelnden Waare bei trüb flackerndem Gaslicht nun Frauenfleisch geringer Qualität feilgeboten wurde und ein Kleinbürgerliches Publikum die froh begrüßte Gelegenheit fand, im trauten Familienkreis und bei billigem Bier Voten zu hören. Von den guten Feen wenigstens folgte gewiß auch keine den vor dem Börsengesetz über die Straße flüchtenden Getreidehändlern, die in dem Jongleurtempel ein Weilchen verschnaudten, ehe sie in dem ersehnten Dunkel der Heiligegeiststraße einen sicheren Unterschlupf suchten. Götter und Genien blieben dem gräulichen Hause fern und ganz selten nur, an besonderen Feiertagen, entstand zwischen den roh getünchten Mauern eine Feenpalaststimmung: wenn eine politische Partei in dem Schuppen der Burgstraße über die Schaar der Getreuen Heerschau hielt. Dann schwand, in dem muffigen Kneipendunst, der über dem großen, von

Rängen umringten Saale lagert, jede Erinnerung an die durch schwere Thüren abgesperrte Alltagswirklichkeit, dann versank Alles, was im hellen Sonnenschein vor Aller Augen draußen doch eben geschehen war, und eine Traumwelt that sich in üppiger Blütenpracht den entzückten Sinnen auf, die stürmisch eifernde Stimmen ins Fabelreich der Feen und der Wunder riefen. So war es, als der Bund der Landwirthe im grauen Haus neben der Börse tagte und einzelne Redner verständig, andere hitzig sprachen und wieder andere nur durch des dröhnenden Basses Grundgewalt wirkten. Kopf an Kopf saßen und standen, bis unter das Dach, damals die Landleute, Junker und Bauern, lauschten andächtig dem Wort der gestern noch unbekanntem Herren, die sich zur Führerschaft aufgeschwungen hatten, und überließen sich willig dem holden Kausch, der die von einem Gedanken Beseelten, um eine Fahne Geschaarten so leicht ergreift. Wer die leidenschaftlich erregt scheinende Versammlung in jenem Jahr des niedergehenden Caprivismus sah, durfte glauben, nun müsse die goldene Agrarzeit dämmern, das Ende der Exportpolitik nahen und der Schutz des inneren Marktes wieder das wichtigste Ziel aller wirthschaftlichen Bestrebungen werden; wenn diese Hoffnung noch einmal trot, dann, so mußte der Hörer wähnen, würde das Landvolk sich wie ein Mann erheben, in gewaltigem Anprall die von der Thorheit gethürmten, von blinden oder leichtfertigen Wächtern behüteten Dämme und Schranken brechen und die Sicherung seines Lebensrechtes erzwingen. Es ward anders: Leo ging und Chlodwig kam, die Feenpalaststimmung wich dem Kiautschou-Boom, vor dem bekränzten Bilde des Exportgötzen wurde der Kult mit erhöhtem Eifer fortgesetzt und die zur entscheidenden Schlacht aufgerufene Landmannschaft ließ sich, da schlaue Mediziner den Grimm der Erregten mit kleinen Quakfalbermitteln für ein Weilchen gesänftigt hatten, ruhig wieder ins Lager führen. Sie tagt seitdem alljährlich im Circus Busch; und es muß sich bald zeigen, ob sie sich länger noch mit Zügel und Baumzeug firren und zum spanischen Hoftritt dressiren läßt oder ob sie störrisch zu werden beginnen, den adeligen Wändiger auf den Manegeplatz setzen und nur der eigenen Kraft noch, aller zärtlichen Rücksichten auf Herrenwünsche ledig, im erwachten Bewußtsein ihrer Stärke vertrauen wird. Die Partei, die nach ihr in den Feenpalast einzog, wird eines nicht allzu fernen Tages vielleicht für die Kämpfe der nächsten Zukunft ihre Verbündete sein und Beide werden in furchtbarem Vorstoß den Industriefeudalismus dann das Zittern lehren. Noch blicken die beiden Haufen mit Haß oder mindestens mit dumpfem Mißtrauen

auf einander, wie am Anfang der Jacquerie die Bauernschar und die städtische Garde des pariser Bürgermeisters Marcel thaten; doch auch sie werden, wie jene, einst wohl merken, daß sie nur vereint auf einen Sieg ihrer Sache hoffen dürfen, — und dann erst wird sich der im Dividendentaumel gezeugten Bourgeoisie der jetzt noch so heitere Frühsommerhimmel herbstlich umdüstern, dann erst wird in den drei Gebäuden, auf die aus den Fenstern des Feenpalastes das Auge fällt, im Dom, im Schloß und in der Börse, die bange Dienerschaft in röthlich herausdämmernde Nachtschatten starren.

Wer will heute schon sagen, wann im Lande der Verzögerungen diese schwarze Stunde schlagen wird, ob sie je überhaupt schlagen kann? Wo die politische Leidenschaft fehlt, da können die scheinbar schärfsten Gegensätze immer wieder versanden. Wo das Temperament der Entbehrenden, der allein gefährlichen Feinde, einmal in ein modernisirtes Fabelreich der Feen und der Wunder abgelenkt worden ist, da braucht kein im Besitzrecht Wohnender vor dem jähen Ausbruch eines unbezähmbaren Massengroßes zu erbeben.

\* \* \*

Es war am Abend des vierundzwanzigsten Junitages. Die sozialdemokratische Partei hatte zur Verkündung der Stichwahlergebnisse die Anhänger in den Feenpalast geladen. Von der Arbeit waren die Genossen erst in die meist fernern Wohnungen geeilt, hatten sich hastig umgezogen und warteten nun im Sonntagstroß der Dinge, die da kommen sollten. Auch Frauen und Mädchen waren da, Arbeiterinnen, Ladengehilfinnen und die Gattinnen, Bräute und Liebchen der harrenden Männer; fast alle waren gut, mitunter sogar ein Wischen kokett angekleidet, fast alle mit einem bunten Band oder einer frischen Blume geschmückt. Selten nur sah man ein grobes Umschlage-tuch oder einen fleckigen Arbeitittel; für den höchsten Feiertag, den einzigen, der in jedem fünften Jahr dem Proletariat die Möglichkeit bringt, politische Rechte zu üben und an der Schicksalsgestaltung des Vaterlandes mitzuwirken, hatte fast Jeder und Jede das beste Gewand angethan. Sie saßen still auf den Strohstühlen, tranken ihr Bier, rauchten und kauften sozialistische Blätter, am Liebsten die illustrierten: den Süddeutschen Postillon, den Wahren Jakob und den bei den Arbeitern schnell beliebt gewordenen Simplificimus, der diesmal mit Heines genialisch jedem Wahlsiegesfest der Ordnungsparteien einen solchen Gaumen besonders schmackhaften Vederbissen bot. Allmählich kamen die Nachbarn ins Gespräch, alte Bekannte schüttelten einander die Hände, tauschten bedächtig ihre Ansichten über das zu erwartende Ergebnis des Tages aus und das junge Frauenvolk rührte die flinke Zunge. Als das

Stimmengeschwirr laut zu werden begann, schritt der Polizeioffizier mit seinem Schutzmann stramm durch den Saal, ließ sich im Vordergrunde der Spezialitätenbühne nieder, öffnete das Rapportbuch und spitzte den Bleistift. Dem in solchen Versammlungen nicht heimischen Betrachter stieg, als er die uniformirten Gesezeswächter vor der schäßigen Walddekoration sitzen sah, unwillkürlich die Erinnerung an alte, längst verschollene berliner Possen auf, in denen Polizeibeamte oft die Bühne zu betreten pflegten; die Genossen waren an das Schauspiel offenbar so gewöhnt, daß sie kaum noch den Kopf nach den blauen Männern hoben. Ein Glockenschlag: tiefe Stille im Saal. Auf der Bühne sind ein paar Herren erschienen, die Zettel und Telegramme sichten und von denen Einer nun mit dünner, brüchiger Stimme zu sprechen beginnt; es ist keiner von den geübten Rednern: er ist befangen, stammelt und stockt und verräth dem erfahrenen Ohr bald, daß er einstweilen nicht allzu viel Gutes zu verkünden hat. Man habe sich, nach dem glänzenden Ausgang der Hauptwahl, in der Partei auf Enttäuschungen gefaßt machen müssen, die denn auch nicht ausgeblieben seien. Die Furcht vor der unaufhaltsam wachsenden politischen Macht der Arbeiterschaft habe die gestern noch einander gehässig beschdenden Segner vereint und den verbündeten Bürgerheeren habe das Proletariat nicht überall Stand halten können. Dieser Einleitung, die bekommen angehört wird, folgen zuerst einige tröstliche Meldungen: alle drei dresdener Wahlkreise sind gewonnen, Bittau, Karlsruhe, Darmstadt sind den Arbeitern sicher. In den Jubel mischt sich schnell aber die bange Frage: Und Berlin? Ja, stottert oben der Herr, gerade Berlin habe Enttäuschung gebracht. An einen Sieg im ersten Wahlkreise, dem Erbsitz der Plutokratie, sei ja nie ernstlich zu denken gewesen; den dritten, am Meisten bedrohten Wahlkreis habe man gegen den feindlichen Ansturm gehalten, aber der fünfte sei leider verloren und sogar im zweiten, den man für völlig sicher hielt, sei der schwarze Fischer von einer geringen Mehrheit der Sammelleute geschlagen worden. Die Botschaft klingt so unglaublich, daß sie den Hörern für ein paar Sekunden die Sprache raubt; dann erst bricht das Wetter los. „Pfei!“ „Schande!“ „Gemeinheit!“ „Verrath!“: so schallt es von allen Seiten durch den Saal und der Redner, der die zürnenden Gemüther beschwichtigen soll, kann sich kaum Gehör verschaffen. Es ist der unterlegene Kandidat des ersten Wahlkreises; er spricht besser als der Vorredner, weiß die Jedem vertrauten Schlagwörter des Parteiphrasenschlages geschickt zu gruppieren und gewinnt auch den Ungläubigen durch einen frischen Ton ehrlicher Ueberzeugung. Er höhnt die

Sammelei, die alle Freiheitfeinde zu einer reaktionären Masse vereint, den Freisinn, der die Sache der Demokratie schmählich verrathen habe, und erspart auch der Genossenschaft die Vorwürfe nicht: mancher berliner Arbeiter sei säumig gewesen und habe von seinem wichtigsten Recht, dem einzigen, das ihn aus der Kapitalistenfrohne befreien könne, keinen Gebrauch gemacht. Gerade dieser Theil der Rede findet den lautesten Beifall; in heftigen Zwischenrufen macht der verhaltene Groll sich Luft und von Mund zu Mund geht die zornige Klage, daß dieser Tag für die Reichshauptstadt eine schwer wieder zu tilgende Schmach bedeute. Ruhig steht, ohne mit der Wimper zu zucken, der bärtige Polizeioffizier in den vom Cigarrenqualm umnebelten Saal hinab. Der Redner spricht, da noch keine neuen Wahlergebnisse gemeldet sind, geläufig weiter; man merkt, daß er mühelos noch Stunden lang sprechen könnte, — über Militarismus und Marinismus, über die Nothwendigkeit verstärkter Agitation, über die Pflicht, alle Launen und Trägen aus ihrem Schlummer zu scheuchen und den letzten Mann an die Urne zu schleppen, über die Gewißheit des endlichen Sieges und die Triumphe, die der Partei schon heute beschieden seien. Eben hat er, ganz verständlich, tröstend erklärt, der Verlust des zweiten berliner Wahlkreises sei natürlich, weil der nach höherer Bodenrente lechzende Kapitalismus die Arbeiter aus dem Stadtgebiet mehr und mehr in die Vororte dränge. Da feucht ein Bote herbei: der zweite Wahlkreis ist nicht verloren, die erste Meldung war falsch, Richard Fischer hat mit ungefähr hundertundfünfzig Stimmen über den Witschmaschkandidaten gesiegt. Wie der noch vom Schmerz durchzitterte und doch schon frohe Erlösungschrei einer Wöchnerin jauchzt das Jubelgeheul durch den Saal; es ist, als wäre ein Alb von den Herzen genommen, ein verloren geglaubter Posten im letzten Augenblick dennoch erobert, die Ehre des Tages gerettet. Ein Klatschen, Stampfen, Brüllen, das auch den Kühlsten erregen muß, weil es der Ausdruck heißer politischer Leidenschaft scheint... Was nun noch kommt, kann kaum mehr interessieren; mag Stettin, Kiel, Solingen, Dortmund verloren sein: die Masse bleibt hoch gestimmt, denn über vier berliner Wahlkreise flattert die rothe Fahne.

Auf der Straße erfährt man von den Zeitungverkäufern bald, daß die zweite, nicht die erste Nachricht falsch war: der Kandidat der noch immer freisinnig genannten Partei ist, mit der Hilfe der Konservativen und Antisemiten, gewählt und der schwarze Fischer wird, wenn die Wahl nicht für ungiltig erklärt wird, dem Reichstag fern bleiben müssen. Die Genossen aber sitzen selig im Feenpalast. Und wenn sie morgen hören, daß ihres Jubels

Mühe umsonst war, dann wird sie schnell der Gedanke trösten, wie gut es im Grunde doch sei, daß die Einigung der Gegner nun erreicht und ein Irrthum über das Wesen der einen reaktionären Masse nicht ferner mehr möglich ist. Hier Proletariat, dort Bourgeoisie: dahin mußte es einmal kommen. So weit sind wir jetzt; und der thörichte Versuch, die Sozialdemokraten für die Landtagswahlen als Hilfsstruppe des Freisinns mobil zu machen, wird, ehe er noch wirksam ward, endgiltig aufgegeben werden. Die feindlichen Welten haben sich schroff geschieden, die Gegner schaaren sich mit schlotternden Knien um das farblose Ordnungspanier, — und für alles Uebrige wird die Entwicklung sorgen. Ein großer Kapitalist schlägt hundert kleine tot, dem Privateigenthum läutet die Sterbeglocke, und wenn die Zeit erfüllt ist, führt die Diktatur des Proletariates die vom Joch Befreiten in neue, des Menschenrechtes würdige Gesellschaftsformen hinüber. Das hat Marx verheißt und hinzugefügt, die Entwicklung vollziehe sich, ohne äußeren Anstoß, ohne die Gefahr möglicher Hemmungen, ganz von selbst. Er kannte seine Landsleute, denen im Blute der schäumende Sektgeist fehlt, und wußte wohl, was er that, da er aus Mystik und Wissenschaft ihnen eine berausgende Bowle braute.

... Eines sanfteren Sozialisten muß man gedenken, wenn man von der Burgstraße in den berliner Südwesten vordringt, wo, im Vereinslokal der jungen Kaufleute, die freisinnige Volkspartei ihre Siege feiert. Ein wirkliches Siegesfest: zwar hat die Partei nur ein einziges Mandat aus eigener Kraft zu erstreiten vermocht, zwar hat sie sich so tief erniedert, von den Todfeinden, die sie täglich geräuschvoll bekämpft, Hilfe zu erwinseln; da diese Hilfe ihr aber dreißig Reichstagsitze eingebracht hat, glaubt sie sich zum Jubel berechtigt und preist mit schönen Reden die Lebenskraft des Liberalismus in Stadt und Land. Wäre es ihr mit dem Kampf gegen Absolutismus, Militarismus, Agrarismus, Antisemitismus, und wie ihre Schreckbilder sonst heißen mögen, Ernst gewesen, dann hätte sie die Sozialdemokraten nachdrücklich unterstützt und die alten Staatsäulen zu entwurzeln versucht. Aber sie ist in erster Reihe eine großbourgeoise Partei, die mit politischen Phrasen ihre wirtschaftliche Rückständigkeit gern bemänteln möchte, und sie würde den kargen Rest ihrer Anhänger verlieren, wenn sie die Macht der Arbeiter stärken wollte. Robbertus hat ihr Schicksal vorausgesehen, als er sagte, man könne den Kapital-Liberalismus in seinem verderblichen Gange nicht aufhalten, so lange er noch einige seiner falschen Ideale der Masse als Lockspeise vorzuhalten habe; erst wenn er selbst ans Ruder gekommen sei, werde sich seine ganze ruchlose Heuchelei offenbaren: er werde dann alle angeblichen Ideale von Freiheit und

Gleichheit verleugnen und in eine unbarmherzige Reaktion umschlagen, die mit Polizei, Strafrichter und in letzter Instanz mit Bajonetten jede widerstrebende Regung unterdrückt. Der so naturgetreu geschilderte Liberalismus ist in Deutschland nicht, wie in anderen kapitalistischen Großstaaten, in Nordamerika, Frankreich, Italien und Oesterreich-Ungarn, zur politischen Herrschaft gelangt; wirthschaftlich aber herrscht er auch bei uns seit mindestens vierzig Jahren fast allmächtig und selbst ein Blinder muß seines innersten Wesens Art endlich nun erkennen. Er schützt die heiligsten Güter der Bourgeoisie, hat den Kampf gegen den Militarismus aufgegeben, der wilde oder zurückgebliebene Völker ja zwingen kann, deutsche Waaren zu kaufen, würde sich im Nothfall auch mit dem Absolutismus abfinden und schämt sich nicht, das „Volk“, das er zur Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu führen versprach, schmähslich im Stich zu lassen und unter dem Kommando der von ihm so oft gebrandmarkten Reaktionäre gegen die Arbeitermasse zu fechten. Durch solche erbärmliche Heuchelei hat er das Recht auf Mitleid verwirkt, wie es den Bedrückten sonst wohl gespendet wird; er ist politisch tot und auf sein gepugtes Grab fällt keines ehrlichen Menschen Thräne. Die Thorheit der adeligen und bürgerlichen Gegner, die ihm zu Scheintriumphen verhalten, mag ihm die letzte Heuchlerfreude einer Siegesfeststimmung sichern: mit dem Glauben an seine Ideale ist es für immer vorbei, und wenn er wieder einmal gegen die ihm eben noch verbündeten Sammelbrüder vom Leder zieht, wird man den Kauzenden den goethischen Spruch zurufen: „Es hat mit Euch eine Beschaffenheit wie mit dem Meere, dem man unterschiedliche Namen giebt, und es ist doch endlich Alles gesalzen Wasser.“ Bis sie von dem heute noch geblendeten Häuflein der Wähler dieses Scheidewort hören, mögen die Freisinnigen im Feenpalast ihrer Träume Siege feiern, die eine allen bourgeoisen Partien gemeinsame Angst ihnen ruhmlos erstreiten half.

\* \* \*

Die Regierung hat diese Angst geschürt. Ihr bangte vor dem Ergebnis der letzten fünf Jahre: deshalb rief sie die botmäßigen Parteien zur Sammlung. Wäre der Parole überall willig gehorcht worden, dann hätten die Sozialdemokraten, denen Graf Posadowsky in der letzten Stunde noch agitatorisch verwertbaren Stoff schenkte, mehr als sechsundfünfzig Siege gewonnen. Sie sind in einzelnen großen Städten besiegt worden, weil die Arbeiterbevölkerung nach und nach durch die hohen Miethpreise an die Peripherie gedrängt wird und weil die unkluge Absicht, für die nahenden preussischen Landtagswahlen ein Bündniß mit der bürger-

lichen Demokratie zu schließen, den sonst nie ermattenden Elan der Massen diesmal gelähmt hat. Einem Kompromißkandidaten der Sammelparteien aber hätten, das frankfurter Beispiel lehrt es, sehr viele außerhalb der Sozialdemokratie stehende Wähler ihre Stimme versagt und der rothe Werber hätte dann schon im ersten Wahlgange als Stärkster das Treffen gewonnen. Es war für die Regierung ein Glück, daß erst kurz vor der Stichwahl das Sammelsur fertig wurde; so hat sie erreicht, was sie wollte, den unbequemen Agrariern eine Niederlage bereitet und einen Reichstag bekommen, mit dem die Wähler noch leichteres Spiel als mit dem vorigen haben werden, — dem er übrigens, wie vorauszusehen war, in den wichtigsten Wesenszügen gleicht. Daß an der Spitze der Beamtenschaft der Kanzler des Reiches an die Urne trat, um für den Vertreter der freisinnigen Volkspartei zu stimmen, ist immerhin bemerkenswerth. Aber soll man sich über irgend ein Thun oder Unterlassen dieser Regierung noch wundern? Sie hat keinen Plan, keinen Wunsch als den, möglichst mühelos über die Schwierigkeiten und Klippen des nächsten Tages hinwegzukommen und die Dinge so treiben zu lassen, daß vom Thron herab kein weithin hörbarer Tadel erschallt. Sie sieht seit Jahren, daß ihr Schicksal von der Antwort auf die Frage abhängt, ob mit dem Centrum eine Verständigung erzielt werden kann, und ist, um an dieses Ziel zu gelangen, zu jedem Opfer des Intellektes und der Traditionen bereit. Herr Brisson hat in der französischen Kammer neulich gesagt, man könne auf die Dauer nicht gegen, man müsse für eine Sache regiren. Das ist ein gutes Wort; aber soll der Fürst zu Hohenlohe sich auf seine alten Tage etwa noch darum kümmern, was irgend ein Franzose sagt? Bei uns wird weiter gegen die Sozialdemokratie regirt werden, — ohne die Spur einer schöpferischen Politik. Zwar hat das Umsturzeschrei sich als nutzlos erwiesen, die rothe Rotte zieht um zwölf Köpfe stärker als im Jahre 1893 jetzt in den Reichstag ein und ernsthafte Politiker sollten allgemach überlegen, ob es einen Sinn hat, auf dem betretenen Pfade, dem doch kein dürftiges Hälmchen entkeimt, fortzuwandeln. Wenn aber in einem Lande die politische Leidenschaft so gering ist, daß sie nach fünf solchen Jahren, wie wir sie erleben mußten, nicht einmal die Vernichtung der Parteien herbeizuführen vermag, die ihre Grundsätze schändlich verathen und sich vor der Gewalt schamlos prostituirt haben, dann braucht selbst die schwächste, unfruchtbarste Regierung nicht für ihr armes Bißchen Leben zuzittern. Wieder werden fünf Jahre vergehen. Die Sozialdemokratie wird im Reichstag dann

sechshundsechzig oder siebenzig Sitze haben, das Centrum wird die Weltanschauung des 1903 neuesten Kurzes bestimmen, die Konservativen werden, wie immer, thun, was die Regierung heischt, — und Alles wird auch dann noch beim Alten sein. Nur vom Ausland oder aus der empörten Bauernschaft kann ein entscheidender Anstoß kommen. So lange in diesen Wetterwinkeln die heitere Ruhe gewahrt bleibt, können Minister und Parteiführer in ihren Feenpalästen auf weichem Pfühl von erkochtenen Siegen träumen.

\* \* \*

Es ist tief in der Nacht, recht die Zeit holber Träume. Das Straßenpflaster ist mit den Extrablättern des Vokalanzeigers bedeckt, das Straßenleben ist unverändert. Kontrolmädchen streifen umher, sprechen da oder dort einen lästern Scheinenden an, nehmen, wenn der Handel geschlossen ist, seinen Arm oder segnen, wenn aus dem Geschäft nichts wurde, ärgerlich weiter. Aus den Kneipen lehren die Familien heim, Bummler suchen die Nachtkaffeehäuser auf und verblühte Weiber bieten noch immer „frische Rosen“ feil. Nirgends eine Spur besonderer Erregung, nirgends ein Echo der eben beendeten Wahlbewegung, deren Ausgang, wie man so oft liest, für die deutschen Geschicke doch Etwas bedeuten soll. Nur vor dem Depeschensaal des Herrn Scherl hadern ein paar junge Leute noch immer über die Frage, ob im zweiten Wahlkreis der schwarze Fischer gewählt oder besiegt worden ist; auch hier mahnt die Tonstärke und der Accent der Rede mehr an einen Radfahrerstreit als an politische Leidenschaft. . . Ist sie aus Deutschlands Gauen gänzlich entschwunden? Daß eine Händlergesellschaft sich über politische Vorgänge nicht erhitzt, ist am Ende begreiflich; sie braucht Ruhe, will Ruhe um jeden Preis, auch um den der Selbstentmannung, und wird sich, mit Hilfe der ihr angeborenen mimicry, ohne Murren in jede Gestalt der Staatsverhältnisse schicken, sobald sie nur hoffen darf, Kapital und Rente zu mehren. Aber die Anderen, für deren Behagen die bourgeoise Vorsehung nicht so zärtlich wie für das der Couponschneider sorgt? Seit Jahren wird uns erzählt, daß ganze Schaaren von Landwirthen vor dem Untergang stehen. Wo sind sie nun? Wo ist der Widerhall ihres Kampfes ums Lebensrecht? Haben auch sie, nach dem kurzen Rausch der Feenpalastrevolution, der sanftmüthigen Wandel ersiehenden Regierung den Gefallen gethan, sich klein und grün zu machen, bis eines Tages die Ziegen sie fressen? Oder weiß wirklich schon Jeder, daß im Deutschen Reich entscheidende Wendungen vom Parlament weder bewirkt noch gehemmt werden können und daß, wer das

Wetter des nächsten Tages errathen will, den neugierigen Blick nicht nach dem Reichstagshaus, sondern nach dem Kaiserschloß ausschicken muß?

Da liegt es, in nächtigem Dunkel. Das Auge schweift über den massigen Dom und die Börse hin, weist eine Sekunde auf dem Gesamtbilde der drei festen Burgen, die beherrschend in der Hauptstadt des Deutschen Reiches himmelan ragen, und hastet dann wieder auf dem erleuchteten Feenpalast. Geduldig sitzen da drinnen noch immer die Genossen. Das Bewußtsein, im Kreise gleich Gesinnter zu athmen, einer großen, täglich wachsenden Einheit anzugehören, die dem wimmelnden Heer der Feinde sogar, der mit Titeln, Kämtern und Reichthum gesegneten, Furcht einflößt, bannet jede Regung schlaffer Müdigkeit und hitziger Ungeduld. Goethe hat irgendwo einmal gesagt, ein Regenbogen, der eine Viertelstunde lang sichtbar sei, werde nicht mehr beachtet. Der Regenbogen, dessen Farbenspiel die Führer der rothen Genossenschaft zeigen, steht schon recht lange am Himmel und fesselt trotzdem noch jetzt die Blicke. So gläubig wie einst sehen die Gaffer freilich nicht mehr in die Höhe hinauf; sie erwarten nicht mehr, daß ein Zauberschlag ihnen die Pforten des Paradieses aufthun und sie an die Tafel der Genüsse laden wird, sondern sind zufrieden, wenn sie ein langsames, mähliches Fortschreiten in der Richtung auf das Ziel zu erkennen wännen. Doch den Glauben an den endlichen Sieg haben sie nicht verloren und sind selbst im ersten Schmerz einer unerwarteten Niederlage noch stark, weil sie nicht nur gegen, nein, auch für eine Sache kämpfen. Sie stehen seit Jahrzehnten im Kampf und haben die Leidenschaft, deren Wehen früher in ihren Reihen manchmal zu spüren war, inzwischen verlernt. Marxens Lehre stählt die Geduld und fördert die Disziplin, ist der Entfaltung starken Temperamentes aber nicht günstig; deshalb hat sie in dem Lande, wo die politische Leidenschaft wie ein unverständlicher Fremdling bestaunt wird, ihre sicherste Heimstätte gefunden. In diesem Lande der gemäßigten Zone und des echten Bieres schwelgt man selbst in Feenpalästen nicht in heißen Fieberräuschen und vergißt, dem im Besitzrecht Wohnenden zum Heil, sogar an politischen Feiertagen nie, daß draußen Schlösser, Dome und Börsen himmelan ragen.



## Der Unfug der Presse.

Geehrter Herr Garten,

Sie wünschen von mir eine sachverständige Aeußerung über das Ihnen widerfahrene Mißgeschick, die Empfindlichkeit bayerischer Strafgerichte durch einen „unbefugten“ Zukunftartikel über König Otto gröblich verletzt zu haben. Am Liebsten möchte ich mich auf die Erwiderung beschränken: „Ihr Wunsch geht an eine falsche Adresse; Sie setzen bei mir kriminalistischen Sachverstand voraus und verlangen ein kriminalistisches Urtheil; aber Das, was Ihnen in München widerfahren ist, hat mit dem geltenden Strafrecht kaum noch Etwas zu thun. Das mag allenfalls den Kriminalpolitiker ein Wenig interessieren: für den Juristen bleibt es fremdartiger Stoff.“ Doch, fürchte ich, würden Sie auch für eine derartige, „angebrachtermaßen“ erfolgende Ablehnung Ihres Verlangens Gründe beanspruchen; und so muß ich mich wohl von der einen oder der anderen Seite her auf Ihr Thema einlassen.

Die politische Situation, der wir vermöge der neueren Unfugjurisprudenz unserer Strafgerichte gegenüberstehen, ist klipp und klar die folgende. Die deutschen Strafgerichte, von der untersten schöffengerichtlichen Instanz an bis hinauf zum Reichsgericht, haben sich in den Besitz der Prerogative gesetzt, nach ihrem freien, willkürlichen Ermessen über die deutsche Presse Censur zu üben; jedoch nicht mehr die alte, wohlwollende, rein präventive Censur des vormärzlichen landesväterlichen Regiments, sondern eine harte, rücksichtslose repressive Censur modernsten Parteigetriebes. Daß sie sich für diese ihre Befugniß auf den § 360 Nr. 11 des St. G. B. berufen, hat eigentlich nur noch rechtshistorische Bedeutung. In dem wider Sie ergangenen schöffengerichtlichen Urtheil vom achtundzwanzigsten April 1898 laufen freilich dem Herkommen zu Liebe noch ein paar gelegentliche Phrasen unter von „Beruhigung und Belästigung einer unbestimmten Personenmehrheit“, weil § 360 Nr. 11 des St. G. B. früher einmal von den oberen Gerichtsinstanzen in solcher Weise paraphrasirt worden ist: in Wahrheit stellt sich der Urtheilsverfasser seinem ganzen Gedankengang nach ungebunden auf den Standpunkt eines frei kritisirenden Censors. Er prüft Inhalt und Form Ihres Artikels, bezeichnet diesen oder jenen Ausdruck als „übertrieben“ oder „hässlich“, Ihre Darstellungsweise als „groß“, irgend einen Vergleich als „gehässig“, den Inhalt rundweg als „anstößig“, — und will deshalb Ihre ihm mißfallende Schriftstellerei mit vierzehn Tagen Haft bestrafen. Genau nach der selben Methode erörterten unlängst in einem gegen die Neue Bayerische Landeszeitung wegen gegen die Päpste Innocenz den Achten und Alexander den Sechsten verübten Unfugs die bayerischen Gerichte de plano die Frage, ob der inkriminirte Artikel „in unstatthafter Weise“ oder „ungebühlicher Form“

geschrieben sei. Diesmal war das Ergebnis für die angeklagte Zeitung insofern günstiger, als sämtliche Gerichtsinstanzen abweichend von der Staatsanwaltschaft dafür hielten, der Artikel sei nicht als unstatthafte Ungebühr zu qualifizieren, könne also passieren. Hat alles Dies wirklich noch Etwas mit festen Rechtsnormen und greifbarer Rechtsverletzung, mit juristischer Logik oder juristischer Wissenschaft zu thun? Ich meine: Nein! Währe Ihr „König Otto“ vor dem Jahre 1848 geschrieben worden, so hätte der berliner Censor vermuthlich auch ein paar Wendungen als zu grell, ein paar Ausdrücke als zu schroff gestrichen, ehe er Ihnen das Imprimatur erteilte, und dabei würden Sie sich gleichmüthig beruhigt haben. Vielleicht auch hätten Sie den Versuch gemacht, den Censor umzustimmen, und dabei einen älteren Herrn von wissenschaftlicher Bildung, nur ein Wenig ängstlich veranlagt, kennen gelernt, mit dem Sie sich in den höflichen Formen gebildeter Menschheit unterhalten darften. Mit den Herren Spänglermeister Diebeck und Bergolder Maier Fragen des ästhetischen Geschmacks, des Stils, der Linguistik zu diskutiren, ist eine viel mißlichere Aufgabe. Ueberdies ist es ein gänzlich nutzloses Geschäft. Den Schöffenrichtern, die über Sie zu Gericht geseßen, hat Ihr Artikel arg mißfallen und damit Basta! Dafür sollen Sie als Verbreiter „Groben Unfugs“ im Kerker büßen. Hoc iure utimur.

Wenn es mir daher ein vollkommen vergebliches Bemühen erscheint, an diese jüngsten Emanationen deutscher Strafgerichtspraxis mit juristischer Kritik heranzukommen, so behält doch in Ihrem Fall der eine Punkt noch ein gewisses kriminalistisches Interesse von allgemeiner Bedeutung, der unmittelbar mit der Kontroverse zusammenhängt, ob der Inhalt von Freßerzeugnissen bei legaler Anwendung des § 360 Nr. 11 des St. G. B. überhaupt dieser Verbotsnorm subsumirt werden kann oder ob solche Subsumtionsfähigkeit schlechthin zu bestreiten ist. Ich habe früher im Sinn der ersten Alternative an der Zulässigkeit solcher Unterverordnung mindestens virtuell festhalten zu müssen geglaubt. Nach den inzwischen gemachten Erfahrungen halte ich, in Uebereinstimmung mit der großen Mehrzahl deutscher Rechtslehrer, heute allerdings die zweite Alternative für die rationellere, einer vernünftigen Rechtsordnung zuträglichere. Ueber die so formulirte Streitfrage mag ja immerhin noch eine Äußerung hier am Plage sein.

Will man gegenüber dem „Groben Unfug“ des § 360 Nr. 11 des St. G. B. überhaupt noch auf einer verständigen Begriffsbegrenzung bestehen, so wird sie nur in der Richtung zu finden sein, daß die Verbotsnorm neben dem „ungebührlich ruhestörenden Lärm“ ausschließlich solche den öffentlichen Verkehr, die äußere polizeiliche Ruhe und Ordnung sinnfällig störende Frevel ahnden wollte, die, sei es die Ohren, die Augen, die Nase, das Gefühl, sei es andere Sensorien unmittelbar, d. h. physisch, zu kränken geeignet sind.

Das Gesetz spricht von „grobem“ Unfug, nicht von Unfug oder Ungebühr oder Unrecht schlechthin. Das unmittelbar in die Sinne Fallende, den Sinnen schon äußerlich Anstößige gewisser Ordnungswidrigkeiten ist das diesen Konventionen objektiv Eigenthümliche. Und subjektiv wird sich das Unterscheidungsmerkmal begründen lassen, daß der „Grobe Unfug“ des § 360 Nr. 11 des St. G. B., der Regel nach Selbstzweck ist, der Frevel aus Uebermuth, Frevellust, Gesinnungsgroßheit eben nichts bezweckt, als zu ulken, Radau zu machen, das Publikum zu ärgern. Ich rede von Dem, was die Regel oder den Normalfall darstellt, den jede gesunde Rechtsprechung fest im Auge behalten muß, will sie sich nicht in eine leere Begriffsjurisprudenz verlieren. Ob nicht in einem echten Unfugsfalle der hier geforderte Unfugsbolus auch einmal durch eine darüber hinausreichende Absicht des Gewinnes, der Schadenszufügung, politischer Friedensstörung u. s. w. gedeckt werden kann, scheint mir eine recht gleichgiltige Zweifelsfrage zu sein.

Nun hatte die Praxis sich zuerst mit dem Falle abzufinden, daß eine gewissenlose Presse in Flugblättern, Extrablättern, sogenannten letzten Zeitungsausgaben lägenhafte, lediglich frivol für den Zweck erfundene sensationelle Nachrichten unter das leicht erschreckte Publikum schleuderte. Dieses Treiben als „Groben Unfug“ peinlich zu verfolgen, galt allgemein als gerecht. Ich selbst habe lange eine solche Anwendung des § 360 Nr. 11 des St. G. B. ohne Weiteres für unverfänglich erachtet und mich mit der naheliegenden Parallele muthwilligen blinden Feuerlärmes beruhigt. Mit dem Argument behilft sich beiläufig auch das von Ihnen zur Vertheidigung herangezogene Urtheil des Reichsgerichtes vom dritten Juni 1889. Prüft man aber den hier erörterten Fall und die verleitliche Analogie des falschen Feuerlärmes angesichts der gerade daraufhin erfolgten späteren Entgleisungen unserer Rechtsprechung genauer, so, glaube ich, gelangt man nothwendig zu folgender Unterscheidung. Nicht schon der Inhalt eines derartige Alarmnachrichten frevelhaft veröffentlichenden Preuscherzeugnisses an und für sich konstituiert „Groben Unfug“, sondern wesentlich die Art und Form der Verbreitung des Alarms. Wird das Blatt durch Ausrufe der Zeitungverkäufer, fetten Druck, und was sonst herkömmlich zu solcher Marktshreierei gehört, in einer Weise öffentlich verbreitet, daß das Publikum unmittelbar darauf hingestossen, zum Ankauf und zum Lesen auf der Stelle angereizt wird, so fällt, meine ich, ein solches, die öffentliche Verkehrsordnung schon äußerlich grob störendes Treiben allerdings unter § 360 Nr. 11 des St. G. B. Ob ein lustiger Student aus Uebermuth, ein verworrener Anarchist aus Rachsucht oder ein feiler Drucker aus Gewinnsucht den Frevel verübt, mag dann gleichgiltig sein. Diese, dem blinden Feuerlärm verwandte, das große Publikum unmittelbar und sinnfällig alarmirende Art der Verbreitung einer Nachricht ist es, die sich als „Grober

Unfug“ darstellt, nicht der Inhalt dieser Nachricht an und für sich betrachtet und von der konkreten Verbreitungsart willkürlich abstrahirt. Fehlt es an den hier geforderten Kriterien, handelt es sich lediglich um den Inhalt einer in vollkommen normaler Weise durch Buchhandel, Post, Kolportage u. s. w. veröffentlichten Druckchrift, in deren Spalten irgendwo aus irgend welchem Motivo eine unwahre sensationelle Nachricht fälschlich Aufnahme gefunden hat, so vermag ich den „Groben Unfug“ nicht mehr wiederzuerkennen. Gewiß werden auch in solchem Falle manche Leser, die, sei es in ihren privaten Behausungen, sei es in Klubs, Konditoreien, Bierkneipen u. s. w., bei der Lecture der fraglichen Druckchrift von der Lüge Kenntniß erhalten, geängstigt oder geärgert, beunruhigt oder belästigt werden: die Frivolität mit all ihren unmittelbaren Wirkungen bleibt aber auf die zufälligen Kreise derartiger individueller Beziehungen beschränkt, tritt nicht als grobe, brutale Erscheinung sinnfällig in die polizeilich geordnete Außenwelt. Ihr Urheber mag civilrechtlich haftbar gemacht werden für etwa entstandenen Schaden, den er verursacht: gegen § 300 Nr. 11 des St. G. B. hat er sich nicht vergangen. Und hieraus würde ich dann prinzipiell weiter folgern, daß der Inhalt eines Preßerzeugnisses an und für sich grundsätzlich niemals unter die den „Groben Unfug“ verbietende Norm des § 300 Nr. 11 des St. G. B., subsumirt werden kann. Lassen Sie mich diesen Schluß noch ein Wenig weiter begründen.

Voranstellen möchte ich den Satz, daß der Inhalt eines Preßerzeugnisses als solcher von vorn herein schon deshalb unfähig ist, unmittelbar durch seine äußere Erscheinung sinnverlegend zu wirken, weil dieser Inhalt, er mag beschaffen sein, wie er wolle, immer erst durch das Lesen, also durch eine geistige Aepzeption, zum bewußten Intellekt gelangt, ehe er vom Intellekt aus mittelbar weiter auf das Empfindungsleben zurückwirkt. Wer die erforderlichen intellektuellen Voraussetzungen nicht besitzt, die allein die willkürlichen Zeichen von Druck und Schrift erst verständlich machen, an Dem geht ihre Bedeutung spurlos vorüber. Der der fremden Sprache, der Lettern, des Lesens Unkundige kann in allem Uebrigen mit noch so normalen Sinnen begabt sein: ihn berührt der anstößige Inhalt des Preßerzeugnisses in keiner Weise. Hiergegen ist man natürlich flugs mit dem Einwande bei der Hand, solche des Lesens unkundige Leute seien eben Ausnahmen, wie ja auch taube Leute durch ruhestörenden Lärm nicht behelligt werden. Doch greift der Gesichtspunkt der gar nicht sensuellen, sondern ausschließlich intellektuellen Einwirkung des Inhaltes von Preßerzeugnissen auf das normale Geistesleben denn doch ersichtlich etwas weiter, als jene wohlfeile Einrede vermuthen läßt. Abgesehen davon, daß es unter unseren deutschen Amtsrichtern sicherlich zahlreiche Herren giebt, die kein Wort der polnischen oder dänischen Sprache verstehen und keine Ahnung von russischen Schriftzeichen besitzen, die Unfähigkeit,

eine konkrete Druckschrift zu lesen und zu verstehen daher nicht ganz so abnorm ist wie die Taubheit: die Hauptsache bleibt, daß die geistige Funktion des Lesens so gut wie die des Schreibens und Alles, was hierdurch in das individuelle Bewußtsein eindringt, regelmäßig nicht zu den sich auf Markt und Straße vollziehenden, durch die polizeiliche Ordnung geschützten Bethätigungen civilisirten öffentlichen Zusammenlebens gehört. Ob der Abonnent, Käufer oder sonstige Leser einer Zeitung von deren Inhalt morgens am Frühstückstisch oder abends vor dem Einschlafen im Bett oder am Tage in einem Kaffeehause oder gelegentlich auch einmal schon auf der Gasse Kenntniß nimmt, ist willkürlich und zufällig, berührt die öffentliche Ordnung an sich noch in keiner Weise. Es ist widersinnig, von den unberechenbaren Zufällen einer derartigen mannichfaltigen Zeitunglecture es abhängig machen zu wollen, ob ein konkretes Preßerzeugniß inhaltlich groben Unfug verübt hat oder nicht. Und es erscheint geradezu absurd, den Inhalt einer thatsächlich vielleicht nur an einen beschränkten Kreis von Abnehmern verbreiteten, thatsächlich nur von zwei oder drei verstreuten Personen in der Stille ihrer Privatbehäufungen gelesenen Druckschrift ohne Weiteres als die öffentliche Ordnung unmittelbar belästigend zu inkriminiren, weil diese Druckschrift auch durch den Buchhandel von Jedermann bezogen werden konnte.

Stehen wir aber einmal vor der Alternative, entweder den Inhalt von Preßerzeugnissen der Unfugsnorm radikal zu entziehen, auf die Gefahr hin, gelegentlich ein vielleicht wirklich unter die Norm fallendes Produkt straflos zu lassen, oder die uferlose Anwendung des § 360 Nr. 11 des St. G. B. nach üblich gewordener Methode schrankenlos weiter zu dulden, dann halte ich es politisch wie strafrechtlich allerding's für vernünftiger, die zuerst bezeichnete Alternative zu versuchen. Wohin wir auf dem zweiten Wege gelangt sind, liegt vor Aller Augen. Wird auf dieser verderblichen Bahn weiter gewirthschaftet, wie bisher, so laufen wir Gefahr, nicht nur die letzten gesetzlichen Garantien der Pressfreiheit einzubüßen, sondern, was schlimmer ist, unsere gesammte bestehende Rechtsordnung heillos zu verwirren. In dieser Beziehung mögen hier ein paar der sich aus der heute üblich gewordenen Unfugsjurisprudenz ergebenden Konsequenzen noch besonders gewürdigt werden.

Die Rechtsanschauung, nach der deutsche Gerichte sich allmählich daran gewöhnen, den Inhalt von Zeitschriften frei auf „Unfug“ hin zu prüfen, entspricht genau dem möglichen Einfall eines musikfeindlichen Polizeikopfes, das Vorhandensein „ruhestörenden Lärmes“ zu bejahen oder zu verneinen, je nachdem ihm der Inhalt des Musikstückes Gefallen oder Mißfallen erregt, ihn „psychisch“ belästigt oder ihn „psychisch“ schmeichelt. So würde dem Freunde unserer klassischen Musik die Aufführung einer wagnerischen Oper, dem Wagnerenthusiasten das Anhören eines Spektakelstückes von Meyerbeer

vielleicht als die „Ruhe“ seines musikalischen Nervs „ungebührlich störender Lärm“ erscheinen. Genau nach diesem Muster judizieren heutige Schöffengerichte je nach ihren politischen, sozialen, kirchlichen, landsmannschaftlichen Sentiments über den „befugten“ oder „unbefugten“, Das will sagen, den ihnen persönlich zufogenden oder anstößigen Inhalt von Preßerzeugnissen munter darauf los. Lassen wir doch all das selbstgefällige und heuchlerische Gerede von der Unparteilichkeit auch dieser Rechtsprechung bei Seite. Natürlich sind unsere Gerichte überzeugt, Niemandem zu Liebe noch zu Leide lediglich auf dem Boden des § 360 Nr. 11 des St. G. B. Recht zu üben. Nachdem aber die Unfugsnorm längst jeden Boden verloren hat, möchte ich wohl wissen, nach welchen anderen Merkmalen unsere Schöffengerichte das „Anstößige“, „Ungebährliche“, „Uebertriebene“ eines Zeitungartikels noch heraus erkennen sollen, wenn nicht nach den rein subjektiven Regungen ihres politischen, sozialpolitischen, religiösen Empfindungslebens, die wiederum ganz und gar von der politischen, sozialpolitischen, kirchlichen Parteistellung des einzelnen Richters bedingt sind. Danach allein also bleiben diese Schöffengerichte noch berufen und befähigt, den § 360 Nr. 11 des St. G. B. in praktische Uebung zu setzen. Und welchen ernsthaften Sinn behält Dem gegenüber noch die Behauptung, hier werde „unparteiische“ Justiz geübt?

Es ist geradezu unvermeidlich, daß auf diesem Wege die sogenannte strafrechtliche Bindung des „Groben Unfugs“ planlos hin und her taumelt, je nachdem protestantische oder ultramontane, konservativ oder fortschrittlich gesinnte, bismarckfreundliche oder bismarckfeindliche, bayerische oder berliner Schöffengerichte dem polizeilich angefochtenen Inhalt des Preßerzeugnisses einer bestimmt ausgesprochenen Parteifarbe gegenübersehen. Sie sind willkürlich nach ihren Sentiments urtheilende Censoren, nicht Rechtsnormen anwendende Richter. Unter den alten Censoren der vorachtundvierziger Zeit war sicherlich eine gute Zahl wunderlicher Herren und enger Köpfe, deren Wirksamkeit reichlich Stoff zu amüsanten Anekdoten geliefert hat; meist aber waren es wohlgesinnte, gebildete, dem Universitätsleben wissenschaftlich verwandte Männer von literarischen Kenntnissen und einigem literarischem Tactgefühl. Auch entschieden sie ja nur präventiv, was gedruckt werden dürfe, was nicht. Ich denke, darüber können unter allen politischen Parteien nicht zweierlei Meinungen bestehen, daß unsere heutigen Amtsrichter, von den Schöffen ganz abgesehen, platterdings nicht die Vorbedingungen erfüllen, die für die vernünftige Handhabung eines so schrankenlosen Censorenamtes unumgänglich sind.

Wenn solche Erwägungen noch zu allgemein und abstrakt erscheinen, dann geben vielleicht die folgenden Bemerkungen zu erheblicheren Bedenken Anlaß. So, wie die neuere Rechtsprechung den Begriff des „Groben Unfugs“ verzerret hat, läßt sich dreist behaupten, daß jedes denkbare Delikt in

begrifflichem Zusammentreffen (sogenannter Idealkonkurrenz) stets zugleich „Grober Unfug“ darstelle. Die schöne Formel, daß es wider die öffentliche Ordnung verstoßen und eine unbestimmte Personenmehrheit beunruhigen muß, paßt auf jedes Delikt. Nun bestimmt das geltende Recht ganz positiv, welche materiellen, welche prozessualen Erfordernisse vorhanden sein müssen, um eine bestimmte Missethat strafgerichtlich verfolgbar zu machen. Fehlt es an einem dieser Requisite, so soll nach diesem positivem Recht die Strafverfolgung ausgeschlossen, das Delikt kein Delikt sein und straflos bleiben. Gewisse Beleidigungen sind strafgerichtlich nur verfolgbar, wenn der Beleidigte es beantragt oder wenn er seine Ermächtigung dazu erteilt; daneben gewährt das positive Recht gegen unbefugte Injurienklagen allerlei Schutzwehren: den § 193 St. G. B., die Zulässigkeit des Wahrheitbeweises, die Möglichkeit der Kompensation u. s. w. Plötzlich machen jetzt ein paar sinnreiche Amtsanwälte die Entdeckung, der Thatbestand, den man bisher als Beleidigung qualifiziert hat, ließe sich eben so gut als „Grober Unfug“ qualifizieren, — und flugs sind alle gesetzlichen Kautelen, die im Injurienprozeß den Beleidigten gegen ihm unerwünschtes Vortreten seiner privaten Angelegenheiten, den Privatmann gegen unnütze strafgerichtliche Behelligungen schützen sollen, wie mit einem nassen Schwamm weggewischt. Straf Antrag, Ermächtigung, Vertheidigung berechtigter Interessen u. s. w. sinken zu wesenslosen Reminiscenzen zusammen, von denen § 360 Nr. 11 des St. G. B. ja absolut nichts weiß. Alle unter den gefährlichsten Krisen der deutschen Gesetzgebung aufs Sorgsamste abgewogenen Begriffsbestimmungen der eminent politischen Räte, der Vergehen wider die öffentliche Ordnung (§§ 130, 131 St. G. B.) werden eitel Spreu, sobald es einem strebsamen Polizeianwalt beliebt, den unter die gemeinen Strafnormen nur unter Schwierigkeiten subsumirbaren Thatbestand „Grober Unfug“ umzutauschen und Dem entsprechend zu verfolgen. Heißt Das nicht, das Recht verwirren und verderben?

Für Bayern mit seinem die Presse privilegirenden Gerichtsstande erbringt die unter uns eingerissene Unfugspraxis, wie Sie sich persönlich zu überzeugen Gelegenheit hatten, noch besonders überraschende Konsequenzen. Ihr Artikel über König Otto von Bayern enthielt nach meinem kriminalistischen Ermessen unzweifelhaft eine Reihe formaler Beleidigungen gegen des bayerischen Königs Majestät. Sie dürfen einen geisteskranken Monarchen nicht geisteskrank nennen, höchstens dürfen Sie von dem „psychischen Zustande“ des erlauchten Herrn in Andeutungen reden. Hätten Sie Ihre unehrerbietigen Bemerkungen über König Otto während eines Aufenthaltes in München veröffentlicht, so sündigten Sie gegen § 95 des St. G. B. Da Sie, sich in Berlin aufhaltend, den in den blauweißen Grenzpfählen „regierenden Bundesfürsten“ beleidigt hatten, unterlagen Sie dem Thatbestande des § 99 des



St. G. V. Würde man die Ermächtigung des Beleidigten oder seines Vertreters, sei es nun der Prinzregent Luitpold oder ein ad hoc bestellter Kurator, eingeholt haben, so kamen Sie vor die münchener Geschworenen und genossen alle Chancen, alle Anknüpfungen eines bayerischen Schwurgerichtsprozesses. Warum hat man Sie diesem Ihrem ordentlichen Richter entzogen? Offenbar deshalb, weil die Frage der Legitimation des die Ermächtigung für den „Betheiligten“ ertheilenden Vertreters höchst unliebsame Erörterungen verursachen konnte und man jedenfalls die geräuschvollen Weilsäufigkeiten des Juryverfahrens vermieden sehen wollte. Wie viel kürzer, summarischer, bequemer gestaltete sich doch die Sache, sobald man die Augen vor den §§ 95, 99 des St. G. V. tapfer zukniff, sich so geberdete, als gäbe es diese Normen gar nicht in der Welt, lediglich den Unfugsparagraphen anrief, darauf tüchtig konfiszierte und inkriminierte und schließlich in den gemüthlichsten Formen einer schöffengerichtlichen Verhandlung den Uebelthäter kondemniren ließ! Ist es nicht eine herrliche Erfindung, so den ganzen langweiligen Schwurgerichtsstand für Preßvergehen mit einem Schlage los zu sein, indem man alle etwas zweifelhaften Deliktsthatsbestände bescheiden als „Groben Unfug“ qualifizirt und von der Jury an die zuverlässigeren Schöffengerichte abschiebt? Mit sechs Wochen Haft, die Preßbeschlagnahmen hinzugerechnet, kann man schon recht empfindlich gegen die oppositionelle Tagespresse wirthschaften.

Die schlimmste Blüthe dieser ganzen Unfugsjurisprudenz ist aber erst durch die Kombination des ambulanten Gerichtsstandes der Presse mit dem in die Norm des § 360 Nr. 11 des St. G. V. hinein gedeuteten Konsens gezeitigt worden. Nach der herrschenden, vom lahlen Gesichtspunkt abstrakter Juristenlogik allerdings nicht ansehbaren Meinung wird ein Preßdelikt nicht ausschließlich dort verübt, wo das Preßzeugniß veröffentlicht worden ist, sondern es setzt sich die Deliktverübung überall dorthin fort, wo irgend ein Exemplar der inkriminirten Druckschrift irgend welche Verbreitung gefunden hat. Unterstellen wir also einmal den Fall, ich hätte Ihnen aus München etwas Aehnliches wie Ihren König Otto-Artikel für die „Zukunft“ verfaßt, Sie hätten in Berlin den sündhaften Artikel abgedruckt und mir ein Exemplar Ihrer „Zukunft“ durch die Post nach München gesandt; weitere Exemplare hätten aus irgend welchem Grunde weder in München noch sonst im Bayerlande Verbreitung gefunden; außer mir, dem Verfasser, hätte Niemand in Bayern von der Druckschrift und ihrem Inhalt Kunde erhalten. Nach der strengen Theorie vom „fortgesetzten“ Verbrechen würde dieses eine nach München gelangte Exemplar aber vollständig genügen, um ein forum delicti commissi für München zu begründen. Und nun betrachten Sie einen Augenblick den haarsträubenden Unfug, der in der Folgerung liegt, Sie oder ich hätten — nicht in Berlin oder irgendwo sonst in der Welt, sondern — gerade in

München „Groben Unfug“ verübt, wir hätten gerade das münchener Publikum ungebührlich belästigt, psychisch beunruhigt und wie sonst die schönen Formeln alle lauten! Das wunderbare Kunststück haben wir lediglich dadurch zu Stande gebracht, daß ich in der Stille meiner Bäckerei von mir Geschriebenes mir noch einmal in Druckform flüchtig angesehen habe. Dadurch bin ich als Vertreter des münchener Publikums in meinen berechtigten Ansprüchen auf polizeilich geordnetes Zusammenleben arg verletzt worden. In einem zur Entscheidung gelangten Falle hatte ein einsam daherlebendes Weiblein sich auf eine Zeitschrift abonniert und in der Stille ihres Kämmerleins sich an der Lecture ihres Journalens ergötzt; sie war am Orte der einzige nachweisbare Abonnent des Blattes, — und eben ausreichend, den ambulanten Gerichtsstand herzustellen; fand die Judikatur in dem Inhalt des Blättchens „Groben Unfug“, so war er verübt durch Das, was unser harmloses Frauenzimmer in ihren vier Pfählen zur Belästigung und Beunruhigung des Publikums ihrer friedlichen Stadt gethan hatte! Vor all solchen Absurditäten heutiger Rechtsprechung kann der schlichte Menschenverstand nur sein Haupt verhalten. Dies Alles hat nicht mehr juristisches, sondern nur noch pathologisches Interesse. Um überhaupt zu begreifen, wie solche abenteuerlichen Verirrungen normalen Denkvermögens entstehen konnten, muß man sich zurückbesinnen auf den verwohrenen Gang, den unsere prinzipienlose Gelegenheitjudikatur in Anwendung der Unfugsnorm auf die Tagespresse genommen hat. Erwarten Sie nicht, daß ich bereits Gesagtes hier noch einmal wiederhole. Nur um mich zu resumiren, möchte ich darauf zurückverweisen, daß die Fehlerquelle aller erörterten abstrusen Gerichtspraxis nach meiner Ueberzeugung ausschließlich darin gesucht werden muß, daß man, statt in der Frage des „Groben Unfugs“ die konkrete Erscheinungsform eines Preßerzeugnisses, die Art, wie es unmittelbar in die Oeffentlichkeit von Markt und Straße herausgetreten ist, zu würdigen, es vorgezogen hat, ganz allgemein und abstrakt den Inhalt eines Preßerzeugnisses und die denkbaren Wirkungen, die dieser Inhalt irgendwie und irgendwo auf einen empfindsamen Leser ausüben könnte, willkürlicher Untersuchung zu unterziehen. Indem man dann die polizeiliche öffentliche Ordnung, die der § 360 Nr. 11 des St. G. B. allein im Auge hat, mit der absolut anders gearteten Oeffentlichkeit, die im Wesen des einmal erschienenen und verbreiteten Preßerzeugnisses liegt, begrifflich durcheinander mengte, gelangte man unvermeidlich zu den abenteuerlichen Folgerungen, von denen hier die Rede war.

Von welcher Seite dürfen wir in absehbarer Zeit Schutz gegen dieses strafgerichtliche Unfugstreiben erhoffen? Da wären zunächst die deutschen Justizverwaltungen ex nobili officio berufen, dem Verfolgungseifer der Amtsanwälte einen Jügel anzulegen. Eine allgemeine Belehrung an diese Herren,

die ihnen das richtige Verständniß des § 360 Nr. 11 des St. G. B. ein Wenig erleichterte, würde hierzu vollkommen genügen. Man ist ja sonst nicht allzu ängstlich in derartigen belehrenden Weisungen. Nach dem Verhalten des bayerischen Justizministers in der bayerischen Kammer müssen wir diese Hoffnung leider wohl fahren lassen. Freiherr von Leonrod gehört aber meines Wissens noch immer zu den liberaleren unter den deutschen Justizministern. Herr Schönstedt in Preußen ist von dem Verdacht frei, daß er den Ehrgeiz haben könnte, den bayerischen Liberalismus zu übertrumpfen. Unsere Anwälte werden also ferner der Ueberzeugung leben, daß sie durch ihre Unfugsanlagen sich um den Staat, um ihre Vorgesetzten und um sich selbst verdient machen. Bleibt die Hoffnung auf das Reichsgericht. Ich wünschte, ich könnte darüber optimistischer denken. Erstens aber können Jahre vergehen, ehe das Reichsgericht überhaupt in die Lage kommt, die Unfugsnorm von Neuem zu determiniren. Die Schöffengerichtsurtheile stranden ja in letzter Instanz bei den Oberlandesgerichten; und es müßte schon einmal eine auf Grund der Konnexität vor der Strafkammer gleichzeitig wegen Unfugs und wegen eines anderen Delictes erstinstanzlich abgeurtheilte Anklage in die Revisionsinstanz gelangen, ehe das Reichsgericht zuständig wird, die Anwendbarkeit des § 360 Nr. 11 des St. G. B. auf den Inhalt von Preßerzeugnissen grundsätzlich von Neuem festzusetzen. Träte der Fall ein, so bezweifle ich erst recht, daß dabei viel Ersprießliches herauskommen würde. Die Strafsenate verabscheuen nach Kräften, in die landläufige Judikatur einschneidende prinzipielle Entscheidungen abzugeben, zumal, wenn eine solche Entscheidung auf Kosten einer Plenarberathung herbeigeführt werden soll. Vorausichtlich würde man sich an den vorliegenden konkreten Fall klammern, nach Maßgabe der vorliegenden „*thatsächlichen Feststellungen*“ keinen Rechtsirrtum entbeden, und wir würden nach solchem höchstichterlichen Urtheil genau so klug sein wie zuvor. Inzwischen haben sich unsere Oberlandesgerichte bereits derartig in die ausgedehnteste Handhabung des § 360 Nr. 11 des St. G. B. hineingelebt, daß sie sich durch ein neue Rechtsgrundsätze aufstellendes Urtheil reichsgerichtlicher Revisionsinstanz schwerlich in ihrer Praxis würden stören lassen. Die Autorität des Reichsgerichtes wird von den Oberlandesgerichten weder in Civil-, noch in Strafsachen mehr als infallibel eingeschätzt. Vielleicht ist es befangene Anhänglichkeit an Gerichtshöfe, denen ich selbst angehörte, ehe mich das Schicksal nach Leipzig verschlug, vielleicht fehlt mir der Sinn für den Segen der vielerherrschten Rechtseinheit quand même, — aber, wie die Dinge nun einmal liegen, und von unserer Unfugsfrage ganz abgesehen, erblicke ich in den Aeußerungen dieses Unabhängigkeitgeföhles deutscher Oberlandesgerichte gegen die reichsgerichtliche Judikatur nur eine heilsame Reaktion berechtigten Sonderlebens gegen mancherlei unitarische Mißbildungen. Wie

Dem aber auch sei: die Hoffnung auf das Reichsgericht müssen wir gleichfalls fahren lassen. Bleibt die „Klinke zur Gesetzgebung“ übrig. Das einfachste und radikalste Mittel, der eingerissenen Unfugspraxis ein Ende zu machen, wäre, den „Groben Unfug“ aus dem § 360 Nr. 11 des St. G. B. ganz zu streichen und nur den „ruhestörenden Lärm“ zu konserviren. Im § 360 und eben so im § 366 des St. G. B. ist bereits eine solche Fülle polizeilicher Ordnungsvorschriften abgelagert, daß sich getrost behaupten läßt, der allgemeine Unfugsbegriff sei vollkommen entbehrlich. Sollte aber wirklich einmal das Strafgesetzbuch mit diesen Normen versagen, so haben wir ja die Befugniß, durch spezielle Polizeiverordnungen alles Mögliche, was unliebsam stört und belästigt, fortzusetzen. Ich würde glauben, daß z. B. der § 366 Nr. 10 des St. G. B. — „wer die zur Erhaltung der Sicherheit, Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ruhe auf den öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder Wasserstraßen erlassenen Polizeiverordnungen übertritt, wird mit Geldstrafe bis zu 60 Mark oder Haft bis zu vierzehn Tagen bestraft“ — allein ausreichen könnte, Alles zu decken, was vernünftiger Weise § 360 Nr. 11 des St. G. B. als „Groben Unfug“ verpönt wissen wollte. Doch muß ich darauf vorbereitet sein, daß mein Vorschlag als viel zu radikal bei allen gouvernemental gerichteten Gemüthern Widerspruch erfahren wird. Irgend ein verwaschener Kompromißvorschlag, der den geheimnißvollen Begriff „Groben Unfugs“ vermeintlich klarer normirt, hat heutzutage entschieden bessere Aussichten, durchzuführen. Vereinzelte Anläufe zu solchen neuen Formulierungen des § 360 Nr. 11 des St. G. B. sind ja bereits hervorgetreten. Das Alles ist nach meiner Ueberzeugung verlorene Liebesmühe und interessiert mich deshalb nicht. Keine noch so scharf gefasste Begriffsbestimmung ist vor Umdeutungen und Mißdeutungen sicher. Ursprünglich war es eine ganz verständige Determination, die vom „Groben Unfug“ eine „unmittelbare Beunruhigung und Belästigung des Publikums“ forderte. Wir wissen zur Genüge, was unsere Gerichte Alles aus dieser Phrase zu machen verstanden haben. Anwälte und Schöffenrichter befinden sich unter dem stillen Beifall unserer Regierungskreise offenbar sehr wohl im Besitz der ihnen angeblich durch § 360 Nr. 11 des St. G. B. verliehenen Vollmacht, die Presse strafgerichtlich zu censiren, und sie werden auch künftig jede gesetzliche Handhabe benutzen, die ihnen die fernere Fruktifizirung des Censorenamtes gestattet. Einstweilen heißt es, sich mit Geduld in die unvermeidlichen Uebel der heute im Vaterlande herrschenden Rechtsordnung finden und sich damit getrösten, daß, je tiefer unsere Gerichte auf der einmal beschrittenen Bahn noch ferner hinabgleiten, desto gewisser und rascher die natürliche Reaktion gesunden Rechtsgefühles in unserem Volke uns von der unbegreiflichen Verwirrung, von der wir zur Zeit heimgefuht sind, zu befreien wissen wird.

## Der Aufstand in Italien.

Ein schrecklicher Wiebelwind hat über Italien hingefegt und bis in den letzten und stillsten Winkel des Landes hinein getobt. Die Bewegung entstand in Sizilien, breitete sich über Süditalien aus, ergriff besonders Bari, Brindisi, Minervino Murge, sprang nach Toskana über und erreichte über die Emilia und Ancona Piemont und zuletzt Mailand. Vorwand — oder, richtiger: Ursache — war die Getreidetheuerung; die Weizenbrotpreise waren allmählich auf 55 bis 60 Centesimi für das Kilogramm gestiegen. Dazu kam, die Noth steigend, für ganz Süditalien besonders noch der Druck der städtischen Accisesteuern; sie lasten besonders schwer auf den armen Schichten der Ackerbau treibenden Bevölkerung, die nach der eigenartigen Gewohnheit vieler Gegenden Italiens die Städte mitbewohnt. So kam es zu lokalen Aufständen gegen die Gemeindebehörden: man steckte Zollhäuser in Brand, bedrohte die Aufkäufer von Getreide mit Gewaltthätigkeiten, raubte Wehsvorräthe und Korn aus den Mühlen, plünderte Eisenbahnwaggons; und hier und da ging der einmal erwachte Instinkt der Wildheit so weit, daß man die Gemeindehäuser stürmte und besonders verhasste Persönlichkeiten todschlug. Immerhin waren so wüste Ausschreitungen selten; meist handelte es sich um Volkstumulte und geräuschvolle Demonstrationen. Nur in Mailand schienen diese Ausschreitungen den Charakter einer wirklichen Revolution anzunehmen. Der rhabitale Clerikalismus und der Sozialismus schienen sich mit einander verbunden zu haben. Ich zögere aber nicht, diese Auffassung als eine ungeheuerliche und vielleicht nicht unbeabsichtigte Uebertreibung zu bezeichnen, die freilich den reaktionären Absichten gegen die oppositionelle Kinderheit dienen und vor Allem der Militärpartei erwünscht sein mag, deren Stellung in Italien nie sehr stark war und heute erst recht nicht ist. Aber auch ohne bestimmte Absicht konnte man leicht zu Uebertreibungen kommen, weil Vorgänge von im Grunde gleichem Charakter eine andere Bedeutung gewinnen, wenn es sich um eine Stadt wie Mailand, wirthschaftlich und geistig die eigentliche Hauptstadt Italiens, und nicht um weniger wichtige Centren handelt. Wohl sind Barrikaden errichtet worden; aber Barrikaden, die man ungestört photographiren und die am hellen Tage Jeder, auch der verhasste Bourgeois, passiren konnte, ohne angehalten zu werden, kann man wirklich kaum anders nennen als: Spielzeug in Wuth gerathener Kinder. Die Volksmenge, die Ziegel und Steine schleuderte, war unbewaffnet; sie wurde erst unruhig und gewalthätig, als einige Arbeiter verhaftet und deren Freilassung vergeblich gefordert worden war. Auch da gelang es noch den kurzen Worten eines Abgeordneten, die Menge zu zerstreuen, und erst, als die Verhaftungen aufrecht erhalten wurden, sammelte sie sich zu neuen Gewaltthaten, ohne sich nun

länger nach den abmahnenden Manifesten der Sozialdemokratie zu richten. Und selbst da hätten noch ein paar Feuersprigen genügt, um die Haufen auseinanderzutreiben. Während der Unruhen sind etwa tausend Civilisten verwundet und etwa hundert getödtet worden; das militärische Aufgebot kam mit ungefähr zehn Verwundeten und zwei Toten, von denen der eine noch dazu durch die eigenen Kanonen des Militärs das Leben verlor, davon. Auch hat man weder Waffen noch Sprengstoffe bei den Aufrührern gefunden. Diese Thatfachen sprechen deutlich für die Planlosigkeit des ganzen Treibens; die Menge hatte ja nicht einmal Waffen. Und doch haben die Fanatiker der Reaction, nachdem sie die Aufrührer mit kleinkalibrigen Gewehren und Mitrailleusen niedergeworfen hatten, sich nicht geschemt, gegen Republikaner, Merikale und Sozialisten vorzugehen, Abgeordnete einzuferkeln, Zeitungen zu unterdrücken und ein Regiment des Weissen Schredens einzuführen, das auf die Fiktion einer wirklichen revolutionären Gefahr gegründet ist. Ein wirklich revolutionärer Versuch kann aber schon deshalb in den Ereignissen nicht erblickt werden, weil überhaupt nur eine Klasse, das Proletariat, und auch von ihm offenbar hauptsächlich nur der arbeitlose Theil, theilhaftig war. Ferner fehlte jedes klar erkennbare Ziel, jede sichere Führung. Es war eben in Mailand nicht anders als überall in Italien: die Bevölkerung litt unter der Theuerung, der Stoß der Bewegung pflanzte sich von einer Gegend in die andere fort, — und das Uebrige thaten ungeschickte Polizeimaßregeln. Solche Bewegungen weichen, als bloße Ausbrüche der Gewaltthätigkeit, dem ersten Hinderniß, auf das sie stoßen, während eine wirkliche Revolution durchaus andere Merkmale aufweist. Doch auch nach meiner Auffassung waren die Ereignisse ernst genug; vor Allem ist die Ausdehnung der selben Erscheinungen über ganz Italien ein nicht zu unterschätzendes Symptom: sie bedeutet die erste Etappe einer Scheidung des Landes vom monarchischen Regiment, die mit dem Gegensatz zwischen Volk und Heer, wie er hauptsächlich in Mailand hervortrat, eng zusammenhängt. Die Bedeutung der Thatfachen ist um so größer, als erst wenige Tage vorher die Patrioten alten Schlages in dem selben Piemont das fünfzigjährige Jubiläum der Verfassung mit aller bei solchen Gelegenheiten üblichen künstlich erzeugten Sentimentalität feierlich begangen hatten. Mancher sah wohl in dem Zusammentreffen dieser Kontraste ein eigenthümliches Zeichen und eine unheilvolle Vorbedeutung. Aber auch wer diesen Zufall, ohne mystisch gestimmt zu sein, nüchtern betrachtet, wird darin, daß die Banner der Festesfreude mit Bürgerblut bespritzt wurden, sicher nicht einen gleichgiltigen Vorgang sehen.

Ueber die Ursachen der traurigen Ereignisse kann kein Zweifel entstehen. Zunächst die Theuerung, die keineswegs nur auf Italien beschränkt war. Aber Italien mußte unter dieser Theuerung aus zwei Gründen beson-

deus leiden; erstens wegen der hohen Einfuhrzölle und zweitens wegen des verderblichen Systems der städtischen Accisesteuern, das in Süditalien eine verhängnißvolle Ausbildung erfahren hat und allein die städtischen Budgets im Gleichgewicht erhält. Als Regierung und Parlament sich entschlossen, die Einfuhrzölle herabzusetzen und für eine Weile ganz aufzuheben, war es schon zu spät, die Unruhen hatten begonnen und die Preise hielten sich um so mehr auf ihrer ungewöhnlichen Höhe, als auch Frankreich seine Zölle suspendirte und deshalb auf dem Markt als starker Käufer erschien. Auch entspricht es einer allgemeinen ökonomischen Erfahrung, daß solche zur Erleichterung des Konsums bestimmte Maßregeln, wenn einmal eine Theuerung eingetreten ist, wenig wirksam sind, daß vielmehr die Spekulation sich der beabsichtigten Wirkung zu entziehen weiß. Für Italien kam noch hinzu, daß die städtischen Accisen durch ihr System die Nivellirung der Preise hinderten. Alle diese Ursachen bewirkten, daß in den meisten südlichen städtischen Gemeinden das Brot unerhört theuer blieb. Diese Theuerung hatte aber nur die Bedeutung des letzten Tropfens, der das Gefäß zum Ueberlaufen bringt: sie war eine Gelegenheitsursache neben der leider beständig wirkenden Noth, die, wie ein schleichendes Uebel, an dem Mark unseres Volkes zehrt. Wir leiden unter einem verkehrten Schutzzoll, der weder der Industrie noch dem Ackerbau nützt, und unter der militärischen Großmachtpolitik; wir leiden unter einem geistigen Proletariat, das von der Staatsverwaltung begünstigt und förmlich gezüchtet wird, unter einem Ueberfluß an Advokaten, Aerzten und Staatsbeamten jeder Gattung. Wir leiden darunter, daß das Recht durch die Politik verdrängt worden ist und daß der Einfluß eines Abgeordneten mehr bedeutet als seine Rechtschaffenheit, die Interessen der herrschenden Klasse mehr als das allgemeine Wohl. Das sind schwere chronische Uebel; aber man muß außerdem noch bedenken, daß das äußerlich geeinte Italien in Wirklichkeit doch in zwei Hälften zerfällt, deren einer alle Einrichtungen, die für die andere taugen, wie Parlament, Jury u. s. w., nachtheilig sind. Endlich hat jede Zeit ihr besonderes Ziel, ihre besondere beherrschende Vorstellung, um nicht zu sagen: ihre fixe Idee. Einst war es in Italien die politische Einheit oder die religiöse Freiheit; jetzt ist es die Sozialreform. Nach dieser Richtung scheint unsere Regierung aber nichts als tönende Reden leisten zu können. Zwar fehlt in den Thronreden nie die schöne Wendung von der Fürsorge für die Leidenden; sonst aber geschieht nichts und sogar der Arbeiterschutz ist gesetzgeberisch seit zwölf Jahren um keinen Schritt weiter vorgerückt. Man mag einwenden, daß gerade Oberitalien weniger unter den Mißbräuchen des Accisestystems leidet und daß die Noth im Allgemeinen dort geringer ist; aber Volksbewegungen pflanzen sich eben so ansteckend fort und beginnen eben so in den Gegenden, die unter der schwersten Noth leiden, um dann auf die

besser situirten überzugehen, wie Volksepidemien in den Kreisen der Kernsten auszubrechen pflegen und sich schließlich auch auf die Wohlhabenden erstrecken. Auch gilt für das politische Verbrechen, wie ich mehr als einmal festgestellt habe, daß eine tiefwurzelnde Unzufriedenheit in einem Lande sich am Stärksten nicht da äußert, wo die Verhältnisse am Schlimmsten liegen, sondern da, wo eine relativ bessere Lage immerhin noch einige Kräfte erhalten hat, während das äußerste Elend das Volk völlig entkräftet und jeden revolutionären Widerstand gegen das Elend hindert.

Ich sagte schon, daß die mailänder Bewegung unvorbereitet war. Ursprünglich handelte es sich nur um Demonstrationen. Auch erwähnte ich schon, wie unbedeutend die Barrikaden waren, die man allerdings seit 48 in Italien nicht mehr gesehen hatte. Das durch die Verhaftung der Manifestvertheiler gereizte niedere Volk hatte den Palast Saporiti besetzt; von einer Plünderung kann aber im Ernst nicht geredet werden. Die Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen waren geringer als die in Foggia und Minervino Murge vorgekommenen; weder an den Gemeindepapieren noch an den Archiven hatte die Menge sich vergriffen. Alles Andere ist Legende, aufgebauscht von den Furchtsamen und von Solchen, die für die Reaktion Stimmung machen und die mit äußerster Brutalität durchgeführten Zwangsmaßregeln rechtfertigen wollten. Man erfand Fabeldinge: zwei-, dreihundert, dann wieder zweitausend Studenten sollten von Turin und Pavia unterwegs sein; man sprach von geplünderten Häusern, die mit dem Zeichen F. F. (*ferro, fuoco*) für Angriff und Brandstiftung kenntlich gemacht worden seien, während in Wirklichkeit das F. F. ein an den Häusern angebrachtes Kanalisationzeichen (*fognatura*) ist; der Abgeordnete De Andreis sollte einen Kriegsplan bei sich getragen — in Wirklichkeit war es ein Plan der elektrischen Trambahnlilien Mailands —, Journalisten und Abgeordneten sollten sich nachts heimlich versammelt haben. Wenn an dieser Behauptung ein Körnchen Wahrheit ist, kann es sich höchstens um eine verschwindend kleine Gruppe von anarchistischen Fanatikern gehandelt haben, die, ohne jede Verbindung mit den politischen Parteien, mit ihren finsternsten Plänen der Wirkung einer einzigen Feuerspritze gewichen wären.

Alle repressiven Maßregeln, die wir seitdem erlebt haben, besonders die unbegreiflicher Weise gegen die ganz unbetheiligte clericale Partei gerichteten, beweisen aber, daß nicht nur das Volk sich von der Regierung entfernt hat. Auch die Regierung hat jede Fühlung mit dem Volk verloren; sie kennt seinen Pulsschlag nicht mehr und tappt im Dunkel, statt zu führen. Es ist, als ob ein blinder Schulmeister mit einer Schaar sehender, aber störrischer Zöglinge zu schaffen hätte, sich vergeblich bemühte, ihr die Richtung zu weisen, und dulden müßte, daß sie, statt ihm zu folgen, nach allen Seiten auseinander läuft. Nur muß das Bild noch durch einen Zug ergänzt werden:

die Blindheit paart sich mit übelwollender Grausamkeit und der sonderbare Lenker hält es für nützlich, die Leute zu strafen, die ihm die Ursachen seiner Misserfolge vorhalten, — als ob Krankheiten dadurch geheilt werden könnten, daß man den Arzt wegschickt. Bei uns geschieht Alles, um die Krankheit zu verschlimmern; tausend neue Quellen des Unheils werden eröffnet und die Folgen können nicht ausbleiben. Wird dieser Weg nicht verlassen, so verblutet schließlich das Land an seinen Wunden. Die wahren Heilmittel sind Jedem erkennbar, der nicht durch das Parteigetöse vollständig verblödet ist. Italien ist auf einen verhängnisvollen Fehweg gerathen; eine unsinnige Gleichmacherei hat, unter dem Schlagwort der nationalen Einheit, jede Rücksicht auf die verschiedenen Existenzbedingungen der Landestheile versäumt und das Trugbild einer möglichst imposanten äußeren Machtstellung des neuen nationalen Einheitsstaates hat uns dahin gebracht, daß wir die Dimensionen unserer Macht und unser Kräftevermögen überschätzen, nur des schönen Scheines wegen, als ob wir mehr wären, als wir sind, mehr wögen, als unser Gewicht beträgt. Statt im Inneren unsere Landwirtschaft, die Quelle allen Reichthumes, zu pflegen, unsere Industrie zu entwickeln, allen geistigen Fähigkeiten die höchste Bethätigung zu sichern, uns so selbst am Meisten zu nützen und friedlich mit den übrigen Völkern zu wetteifern, ja einige vielleicht siegreich zu übertreffen, haben wir es vorgezogen, uns um äußere Erfolge zu bemühen. Wir müssen das Rad zurückdrehen, aber nicht im Sinn der Konservativen, die darunter eine noch weitere Verkümmern der spärlichen bürgerlichen Freiheiten verstehen. Wir müssen dahin kommen, daß die Auswanderung nicht mehr der einzige Weg ist, der aus diesem Elend führt. Steuern und Abgaben, Verkehrsmittel u. s. w. müssen ohne bureaukratisches Einheitschema wieder nach regionalen Bedürfnissen geregelt werden. Von allen kolonialen Abenteuern müssen wir Abschied nehmen. Wir haben auf Kreta nichts zu suchen und brauchen, wenn wir die Rechte der anderen Staaten achten, um selbst geachtet zu werden, keine kostspieligen Bündnisse und weder Festungen, Armeen noch Flotten, die jede solide Finanzwirtschaft und wirkliche Beseitigung des Defizits unmöglich machen. Ich meine, daß wir die Getreidezölle und die Accisen beseitigen, und zu den wirtschaftlichen Traditionen Savours zurückkehren müssen, der verstand den Wohlstand Piemonts in einer Zeit zu befestigen, wo seine Politik die Bedürfnisse des Staates mit einem Ruck gewaltig steigerte; daß wir aus den schönen Worten und ständigen Gemeinplätzen der Thronreden zu Gunsten der unteren Volksklasse heiligen Ernst machen, die Malaria und die Pellagra auszrotten, die Alters- und Unfallversicherung, die sich im Parlament von einer Session zur anderen hinschleppen, durchführen und endlich an die Verschlagung der Latifundien zu Gunsten einer intensiven Bodenkultur entschlossen herantreten müssen. Das haben schon einsichtige Konservative, wie Jacini

und Minghetti, gewußt und gesagt. Schlimm genug, daß der Latifundienbesitz nicht nur nicht abnimmt, sondern durch Kirchen- und Gemeindegut sogar stetig wächst. Nicht in den felsigen Einöden Ertrhräas haben wir zu kolonisiren: die heute ungesund, aber fruchtbaren Gegenden in Sardinien, Sizilien, Toskana und Kalabrien müssen wir durch geeignete Geseze und praktische Arbeit saniren und der Kultur erobern. Was durch zweckmäßiges Vorgehen zu erreichen ist, zeigen im Kleinen die günstigen Erfolge der Versuche in Ostia, Rom und Quattro Fontane. Man höre nur auf, das Geld für blödsinnige Denkmale und Kriegsabenteuer, in denen wir uns blamiren, hinauszuworfen, und wir werden allen ernstest Aufgaben genügen können. Der beste Beweis für unsere Spannkraft ist die Fälle der Uebel und Irrthümer, die wir schon extragen haben. Es fehlt nicht an Begabungen, nicht an Entdeckern, nicht an geschulten Arbeitern und geschickten Unternehmern. Wie sehr die nationale Arbeitskraft gewachsen ist, lehrt ein Blick auf die Produkte der neulich eröffneten turiner Ausstellung, die selbst da, wo die italienischen Leistungen bisher als die relativ schwächsten galten, in der Präzision- und Maschinentchnik, höchst erfreuliche Fortschritte zeigen.

Turin, im Juni 1898.

Professor Cesare Lombroso.



## Nervenheilstätten.

Seit kurzer Zeit ist eine Bewegung in Fluß gekommen, die sich auf die Errichtung von „öffentlichen Nervenheilanstalten“ (Benda) oder „Nervenheilstätten“ (Moebius) bezieht. Benda\*) gebührt wohl das Verdienst, in einer kleinen Abhandlung (1891) diese Frage zuerst aufgeworfen und die Errichtung derartiger Anstalten für minder Bemittelte und gänzlich Unbemittelte als ein aktuelles Bedürfnis nachgewiesen zu haben. Nach seinen Vorschlägen sollte es sich um eine Art von „öffentlichen Wasserheilanstalten“ handeln, die aus staatlichen oder kommunalen Mitteln nach Analogie der städtischen Reconvaleszentenhäuser und der preussischen Provinzial-Irrenanstalten geschaffen werden sollten. Alle Hilfsmittel der Behandlung, insbesondere für Anwendung von Diätikuren, Bädern, Elektrizität, Gymnastik, müßten den Kranken

\*) Benda: Öffentliche Nervenheilanstalten? Berlin, Aug. Vossner, 1891.

zu Gebote stehen, die außerdem mit Garten- und Feldarbeit beschäftigt werden sollten, wodurch auch ein Theil der aufgewendeten Kosten einzubringen sein würde. In der nächsten Zeit haben u. A. Krafft-Ebing, Ludwig und Pelizaeus die Errichtung öffentlicher Sanatorien dieser Art befürwortet. Ganz unabhängig von diesen Anregungen hat dann Moebius\*) (1896) eine allgemeine Reform der Behandlung von Nervenkranken überhaupt gefordert und bei dieser Gelegenheit der Errichtung von Heilstätten für Nervenranke der ärmeren Klassen entschieden das Wort geredet. Der moebius'sche Reformgedanke besteht wesentlich darin, daß bei den Insassen dieser Anstalten Arbeit, nutzbringende, zweckentsprechende Arbeit das Hauptheilmittel sein müsse, daß überhaupt auf angemessene Regelung der Thätigkeit, der gesammten Lebensführung hinzuwirken sei, wogegen alles Andere, namentlich der ganze vielgerühmte physikalisch-diätetische Hilfsmittelapparat, bei Weitem zurücktrete.

Die im Einzelnen vorhandenen Unterschiede erstrecken sich, wie man sieht, mehr auf das „Wie?“ der anzuwendenden Behandlung; einverstanden sind Beide wie Moebius über das „Was“ und „Wo“, insofern es sich eben um die Schaffung von Nervenheilanstalten für Angehörige der unbemittelten (und minder bemittelten) Klassen, sei es aus staatlichen, aus kommunalen Fonds oder auf dem Wege der Anrufung privater Hilfsthätigkeit handelt. In dieser Beziehung ist, nachdem die gegebenen Anregungen anfangs ohne Echo zu verhallen schienen, der erste Erfolg neuerdings zu verzeichnen gewesen, da sich eine Anzahl wohlwollender Unternehmer gefunden hat, um aus Privatmitteln den Bau und die Einrichtung einer Heilstätte für minder bemittelte Nervenranke in nächster Nähe von Berlin und auf einem für den Betrieb von Landwirtschaft, Gartenbau u. s. w. geeigneten Terrain in die Wege zu leiten.\*\*\*) Hoffentlich wird die Sache zu Stande kommen und werden diesem ersten Schritte bald auch weitere folgen. Doch darf es dabei nicht bleiben; denn mit Anstalten für „minder Bemittelte“, aber immerhin in beschränkter Weise doch Zahlungsfähige ist das vorhandene Bedürfnis natürlich nicht befriedigt: es müssen vielmehr Anstalten für gänzlich Unbemittelte, für Angehörige der Arbeiterbevölkerung insbesondere geschaffen werden, bei denen eine Translokation in solche Anstalten vielfach noch dringender ist, weil es für sie bei der häuslichen „Behandlung“ (oder richtiger Nichtbehandlung) ganz unmöglich ist, sich die geeigneten hygienischen und diätetischen Verhältnisse auch nur annähernd zu schaffen. Hier müßten deshalb Staat und Kommunen eingreifen; die von ihnen zu bringenden Opfer

\*) Moebius: Ueber die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten. Berlin, S. Karger, 1896.

\*\*) Schwalbe: Heilstätten für minder bemittelte Nervenranke. Deutsche Med. Wochenschrift No. 13 (31. März) 1896, S. 211. — Desgl. auch No. 16, S. 259.

würden sicherlich auf andere Weise, durch Ersparnisse bei der Invaliden-, Armen- und Altersversorgung, zum großen Theil wieder eingebracht werden.

Doch bei der Ueberlastung des Staates und der Gemeinden mit (wenigstens dem Anscheine nach) dringlicheren Aufgaben ist wohl für absehbare Zeit auf eine ausgiebige Bethätigung in dieser Richtung schwerlich zu rechnen. Das ist vielleicht auch ganz gut, insofern der Gedanke dieser „Volksnervenheilstätten“ noch ziemlich neu ist und in mancher Beziehung wohl noch eines sorgfältigeren Ausreifens bedarf. Einzelne, in kleinerem Maßstabe einstweilen angestellte Versuche können in dieser Hinsicht die weitere Entwicklung nur fördern. Ich möchte nun — ohne ein Gegner der Sache zu sein, zu deren frühesten Befürwortern ich vielmehr gehört habe — doch auf gewisse Bedenken aufmerksam machen und namentlich auch vor allzu weitgehenden, unvorsichtigen Hoffnungen auf Grund fehlerhafter Analogie-Schlüsse eindringlich warnen. Unwillkürlich ist bei den bisherigen Anregungen auf diesem Gebiete wohl zumeist die Fürsorge mitbestimmend gewesen, die sich neuerdings mehr und mehr der Errichtung von Volksheilstätten für Lungenschwindsüchtige mit vollem Recht zuwendet, worin sich ja unzweifelhaft das wachsende Verständnis für die Erfüllung einer nicht bloß humanitären, sondern allgemein kulturellen und im wichtigsten Sinn sozialen Aufgabe und Pflicht in erstreblichster Weise bekundet. Allein hier liegt doch die Sache ganz anders; und eine einfache Uebertragung des für Lungenkranke Angestrebten und Geleisteten auch für Nervenkranken der hier in Rede stehenden Art muß aus guten Gründen ganz außer Betracht bleiben. Bei den „Lungenkranken“, deren Hauptkontingent die „Schwindsüchtigen“ bilden, handelt es sich um große Krankmassen, die bisher die öffentlichen Krankenanstalten in kaum zu bewältigendem Umfang überflutheten und bei denen wir, unseren jetzigen pathologisch-klinischen Anschauungen gemäß, auf eine angemessene Isolirung und Ableitung in zweckmäßig eingerichtete Sonderanstalten sowohl im Interesse dieser Kranken selbst wie im Interesse anderer, gesunder und kranker, Personen dringend Bedacht nehmen müssen. Es kommt dazu, daß sich derartige Sonderanstalten, wenn auch nur in kleinem Umfang und für exklusive Verhältnisse berechnet, schon in ausgezeichnete Weise praktisch bewährt hatten und daß es also hier nur darauf ankam, die in kleineren Kreisen gesammelten Erfahrungen in weiterem Umfange zu verwerthen, die bisher nur einer glücklicher situirten Minderheit gespendeten Wohlthaten auch der großen Mehrheit der Armen und Unbemittelten allmählich zu erschließen. Ganz anders bei den Nervenkranken der hier in Betracht kommenden Kategorien, — d. h. der „chronisch Nervösen“, der sogenannten funktionell Nervenkranken, Neurasthenischen, Hysterischen, Hypochondrischen u. s. w., denn andere Kategorien kommen nicht in Betracht, da für die schwereren Fälle „organischer“ Erkrankung immerhin die allgemeinen Krankenhäuser das beste

Ah! bilden werden, für die Geisteskranken aber durch öffentliche und private Heil- und Pflegeanstalten im Ganzen ausreichend gesorgt ist und auch für Epileptiker, Idioten, Trinker u. s. w. sich die Fürsorge durch Schaffung entsprechender Spezialanstalten neuerdings mehr und mehr betätigt, so daß es sich hier nicht mehr um ein Anbahnen neuer Wege, sondern nur um ein Fortschreiten auf dem schon betretenen Pfade handelt. Was dagegen die Kranken der namhaft gemachten Kategorien betrifft, so war von ihnen aus einleuchtenden Gründen bisher in den allgemeinen Krankenhäusern meist wenig zu bemerken, desto mehr freilich in den Nerven-Polikliniken der größeren Städte, zu deren ausdauerndsten und (wie schon die Thatsache dieser Ausdauer bekundet) im Großen und Ganzen erfolglosesten Besuchern sie zu zählen pflegen. Wenig beruhigend wirkt auch das Beispiel der seit der Durchführung der Unfallgesetzgebung von den Berufsgenossenschaften ins Leben gerufenen Heilanstalten, deren Frequenzen sich zum großen Theil aus „Unfallnervenkranken“, d. h. in hervorragendem Maße aus traumatischen Neurasthenikern, Hypochondern und Hysterikern zusammensetzen und bei denen die erzielten Heilerfolge überaus dürftig sind, dagegen die Erfolge bezüglich der Erzeugung und Steigerung schwererer „Unfallneurosen“ und künstlicher Züchtung von Simulanten um so effektanter hervortreten. Kommen hier allerdings ganz besonders ungünstige Umstände (die nachtheiligen psychischen Folgen des Unfallrentenkampfes) ins Spiel, so werden doch ähnliche Verhältnisse auch bei den neu zu begründenden Nervenheilstätten schwerlich ganz zu vermeiden sein. Jedenfalls wird Alles darauf ankommen, durch den ganzen Geist und Ton, der in diesen Anstalten herrschen muß, der Verweichlichung und Selbstverzärtelung, wozu so viele Kranke dieser Art, zumal unter dem begünstigenden Einfluß des andauernden Herumkurirens, nur allzu geneigt sind, sowie den schädlichen Einflüssen der mutualen psychischen Induktion und Infektion, die in solchen Anstalten mit der Bewohnerzahl progressiv wachsen, von vorn herein auf das Kräftigste und Entschiedenste entgegenzuwirken. Zweckmäßig wird es daher auch sein, derartige Anstalten, die selbstverständlich für beide Geschlechter getrennt sein müssen, von vorn herein nicht zu groß anzulegen (als Maximalzahl dürften höchstens hundert Insassen gelten; bei noch größerer Frequenz ist schon von einer streng individualisirenden Behandlung und einer die Einzelverhältnisse berücksichtigenden psychischen Einwirkung der Anstaltsleiter kaum noch die Rede), ferner in der Auswahl der aufzunehmenden Kranken die größte Vorsicht walten zu lassen, die voraussichtlich Besserungsfähigen in erster Reihe zu berücksichtigen, zweifelhafte oder ungeeignete Elemente thunlichst ganz auszuschließen und vor Allem sich des Beistandes und der Mitwirkung tüchtiger nervenärztlicher Kräfte — deren Zahl keineswegs groß ist — an leitender und überwachender Stelle im Voraus zu versichern.

Andere gefährliche Klippen liegen in der Frage der Behandlungsdauer. Es ist klar, daß bei einer nur kurzen Behandlung nicht viel ausgerichtet werden kann, zumal, wenn man genöthigt ist, die Kranken wenig oder doch nicht wesentlich gefestigt in die früheren Verhältnisse zurück zu entlassen und den alten Schädlichkeiten von Neuem auszusetzen. Eine allzu lange Behandlungsdauer dagegen bedingt die Gefahr, die Kranken ihrem Geschäft, ihrer Lebensstellung in nachtheiliger Weise zu entfremden und an ein verweichlichendes Bummelleben oder doch an eine mehr oder weniger bequeme Scheinthätigkeit (worauf die auferlegte Garten- und Feldbeschäftigung in nur zu vielen Fällen hinauslaufen wird) zu gewöhnen. Dies Alles ist, wie gesagt, wohl zu erwägen, bevor man sich wohlmeinend, aber gedankenlos kopfüber in das Abenteuer neuer Anstaltgründungen und in die angenehme Aufregung eines in großem Stil betriebenen populären Wohlthätigkeitsports hineinstürzt. Vestigia terrent! Wenn zu den Lungenheilstätten, Kinderheilstätten, Wöchnerinnenheimen und sonstigen Asyl-ähnlicher Art nun erst die Nervenheilstätten und im weiteren Verlauf dann vielleicht auch Magenheilstätten, Hautheilstätten und Aehnliches (wozu unternehmende Spezialisten schon die Initiative ergreifen werden) in großem Umfange hinzutreten, so könnten wir nach und nach einen nicht unbeträchtlichem Bruchtheil unseres Volkes in derartigen Anstalten als Pensionäre der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit glücklich untergebracht und versorgt sehen. Eine vom nationalen Standpunkt aus gewiß recht wenig erfreuliche Perspektive! Die allzu intensive Beschäftigung mit solchen Asylgründungen hat noch den schweren Nachtheil, daß sie die Aufmerksamkeit von den weit wichtigeren, aber allerdings auch schwierigeren Aufgaben und Pflichten der öffentlichen wie der privaten individuellen Prophylaxe in bedenklichem Maß ablenkt und entbindet. Aber gerade hierauf müssen alle Kräfte gerichtet werden. Statt der übergroßen Sympathie, die wir der lästigen Ueberzahl der lebenden, aber zum Leben nutzlosen „Minderwerthigen“ und „nervösen Schwächlinge“ entgegenbringen, statt des zu weit getriebenen überängstlichen Bemühens, sie Alle auf Staats- und Gesellschaftskosten heilen oder doch in Anstalten nach ihrer Art möglichst glücklich machen zu wollen, wenden wir lieber der Zukunft unseren Blick zu und suchen wir durch kräftige, wenn auch vielfach unwillkommene und unpopuläre Mittel und Maßregeln dem Ueberwuchern dieser unsere Volkskraft auf die Dauer mit schwerem Siechthum bedrohenden Zustände und ihrer weiteren Entwicklung vorausschauend zu begegnen. Nicht, zu „heilen“, sondern, zu verhüten, ist auch hier die größere und an Fruchthoffnung reichere sozialhygienische Aufgabe der Zukunft, an deren Lösung mitwirken zu dürfen, für jeden im Sinn und Geist seiner Wissenschaft thätigen Arzt wohl den erfreulichsten und erhebensten Theil seines Berufes bildet.

Professor Dr. Albert Eulenburg.



## Drei Aufsätze.

Im vorigen Herbst wurde von dem Sekretär der Universität Christiania, Herrn Siegwart Petersen, durch einen Zufall in der Bibliothek ein Packet mit der Aufschrift „H. Ibsen“ entdeckt, das folgende Dokumente enthielt: Ibsens Impfatteft; Ibsens Taufatteft; eine Quittung des Universitäts-Quästors über acht Speiesthaler vom Jahre 1850; den Dimissionbrief des Stud. phil. Th. J. Lie für Henrik Ibsen; das Prüfungszugniß vom Jahre 1850 mit der Schlußzensur: „Non contemnendus“. Im Griechischen und in Arithmetik hatte er „schlecht“, in Latein „ziemlich“, im lateinischen Aufsatz „ziemlich gut“. Ferner fand man den akademischen Bürgerbrief ohne Unterschrift, da Ibsen ja eben in Folge seiner mangelhaften Leistungen in den angeführten Fächern nicht immatrikulirt wurde; sein norwegisches Aufgabebuch; sein lateinisches Extemporalienbuch und ein Heft mit lateinischen Uebungen. Das interessanteste von diesen Dokumenten ist natürlich das norwegische Aufgabebuch. Es kam in das Universitätssekretariat, weil die nicht immatrikulirten Studenten die eingereichten schriftlichen Arbeiten nicht zurückzuhalten pflegten. Das Buch enthält zwanzig Blätter, von denen aber nur elf beschrieben sind. Auf dem Titelblatt steht: „Norwegisches Aufgabebuch von Henrik Ibsen“. Der erste Aufsatz ist datirt: „Grimstad, den dritten Februar 1848“. Auf der letzten Seite wird durch Ibsens Dimissor, den Stud. philol. Th. J. Lie, bestätigt: „daß die in diesem Buch enthaltenen norwegischen Aufsätze von Henrik Ibsen geschrieben sind“. Es sind, von einigen Gedichten abgesehen, die ältesten uns bekannten Arbeiten Ibsens; schon deshalb werden sie deutsche Leser interessieren, denen sie hier zum ersten Male vorgelegt werden.

### I. Von der Wichtigkeit der Selbsterkenntniß.

Unter allen Zweigen des Denkens ist vielleicht die Untersuchung der Beschaffenheit unseres eigenen Wesens die, zu der die größte Aufmerksamkeit und Parteilosigkeit nothwendig ist, um an das Ziel jeder Forschung zu gelangen: zur Wahrheit. Selbsterkenntniß setzt die genaueste Beobachtung unseres Selbst, unserer Neigungen und Handlungen voraus; und erst durch die Resultate einer solchen Beobachtung wird es den Menschen ermöglicht, zur klaren und richtigen Erkenntniß der Beschaffenheit ihres Charakters zu kommen. Wie wichtig diese Kenntniß für uns ist, geht bereits aus ihrer Bezeichnung: Selbsterkenntniß, Kenntniß unseres Selbst, hervor; es ist für die Menschen durchaus nöthig, sich diese Erkenntniß anzueignen, denn jede unserer Handlungen setzt sie allzu sehr voraus, als daß sie ohne Schaden entbehrt werden könnte.

Nach den verschiedenen Zwecken, zu denen der Mensch seine Selbsterkenntniß gebraucht, kann man behaupten, daß ihre Wichtigkeit sich hauptsächlich in zwei Richtungen zeigt, nämlich erstens in Bezug auf die weitere Ausbildung und Entwicklung unseres Geistes und zweitens mit Rücksicht auf unser materielles Wohlbehagen, unsere Unternehmungen und unser Verhältniß zu anderen Menschen. Was den ersten Punkt betrifft, so ist klar, daß der Mensch sich selbst hinreichend kennen

muß, wenn ein günstiger Fortschritt in der angebeuteten Richtung erwartet werden soll. Nehmen wir an, das Ziel des denkenden Menschen in geistiger Beziehung sei, seine Seelenfähigkeiten beständig zu entwickeln, seine Begriffe zu klären und überhaupt möglichst die Fehler abzulegen, die Neigung oder äußere Ursachen bewirkt haben können, dann geht hieraus zugleich der überwiegende Einfluß hervor, den die Selbsterkenntniß auf die Bestrebungen des Menschen in dieser Richtung ausübt. Man muß sich selbst kennen, um zu wissen, auf welchem Standpunkt man angelangt ist und in welcher Richtung Verbesserungen nothwendig sind. Der Mensch muß sich seiner Fehler gerade so gut bewußt sein wie seiner guten Eigenschaften, um jene ablegen und diese noch mehr entwickeln zu können; er muß seine Leidenschaften kennen, um sie zähmen zu können, wenn sie auszubrechen drohen, und allmählich die Macht zu schwächen, die sie sich erkämpft haben. Doch nicht hierdurch allein, sondern zugleich auch als Hülfsmittel zur Beurtheilung der Charaktere Anderer und zur Menschenkenntniß im Allgemeinen ist es unbedingt nothwendig, erst seine eigene Gemüthsbeschaffenheit und Denkweise erfaßt zu haben, da es für den Menschen nur durch Schlüsse, die er hieraus zieht, möglich wird, in der Beurtheilung Anderer zu einem sicheren Resultat zu kommen.

Aus dem hier kurz Ausgeführten ergibt sich, daß Selbsterkenntniß nothwendig ist als Grundlage für die Geistesentwicklung des Menschen und den intellektuellen Fortschritt überhaupt; leider ist die Zahl Derer, die in diesem Sinn von der Selbsterkenntniß Gebrauch machen, geringer, als man wünschen sollte. Häufiger benutzen die Menschen dagegen ihre Selbsterkenntniß im praktischen Leben als nothwendiges Hülfsmittel, ihre materiellen Interessen zu fördern.

Man muß annehmen, daß jeder denkende Mensch, ehe er seine Beschlüsse faßt, die Hindernisse überlegt, die sich ihnen entgegenstellen können, und die Gefahren, mit denen die Ausführung verbunden sein kann; deshalb muß es für ihn von Wichtigkeit sein, sich selbst zu kennen, um zu wissen, ob seine Kraft jene fortzurücken vermag oder sein Muth ihm erlaubt, diesen entgegenzugehen: die Kenntniß des eigenen Wesens muß daher stets von größtem Einfluß auf die Handlungen des Menschen sein, da er allein durch sie in den Stand gesetzt wird, einigermaßen sicher den Ausfall seiner Unternehmungen berechnen zu können. Es kann deshalb wohl behauptet werden, daß, sofern der Mensch wirklich selbst Etwas in Bezug auf sein Schicksal vermag, dieses Vermögen gesteigert würde, wenn er Selbsterkenntniß genug besäße, um immer seine Handlungen den Fähigkeiten anzupassen, die er besitzt, und stets seine Neigungen klar genug zu erkennen, um sie nicht die Oberhand gewinnen zu lassen. In jeder Richtung menschlichen Strebens ist also Selbsterkenntniß nöthig, um mit Erfolg für sich und Andere wirken zu können. Darum ist es höchst nothwendig, sich diese Kenntniß anzueignen, und wenn auch der Mensch dadurch, daß er auf diesem beschwerlichen Wege seine weniger guten Seiten kennen lernt, in die Nothwendigkeit versetzt wird, mehr als einmal sich vor sich selbst zu demüthigen, so kann diese Demüthigung doch keineswegs die Selbstschätzung des Menschen schwächen, da sie vielmehr einen kräftigen Willen und ein redliches Streben nach Dem beweist, was des Menschen höchstes Ziel im Leben sein soll: die Entwicklung seiner Geistesfähigkeiten und die Sorge für sein zeitliches Wohlbefinden.

## II. Arbeit trägt ihren Lohn in sich.

Unter Arbeit versteht man jede Bemühung, eine erstrebte nützliche Ausbeute aus einer zweckentsprechenden Thätigkeit zu erlangen. Das Wort hat also eine weitere Bedeutung als die, in der man es gewöhnlich auffaßt, nämlich als anstrengende Anwendung der Körperkräfte. Auch geistige Thätigkeit in der angegebenen Absicht wird Arbeit genannt; und auf sie wie auf jede andere nützliche Wirksamkeit kann der Satz angewandt werden: Arbeit trägt ihren Lohn in sich.

In der Menschennatur wurzeln Anlagen zur Thätigkeit und der Besitz dieser Anlagen ist natürlich etwas Gutes; aber das Gute liegt keineswegs in dem toten Besitz, sondern wird erst dadurch hervorgerufen, daß die Anlagen zu dem Zwecke verwandt werden, zu dem sie verliehen sind, nämlich zur Thätigkeit. Arbeit wird also das Mittel, durch das wir eigentlich erst in den Besitz unserer Anlagen kommen, die als etwas Gutes betrachtet werden; denn eine Anlage, die nicht angewandt wird, ist nichts werth; und eine Anlage, die in schädlicher oder unrichtiger Weise angewandt wird, ist in ihren Folgen sogar ein Uebel. Aber jede Thätigkeit, durch die ein günstiges Resultat erstrebt wird, ist Arbeit, — folglich ist Arbeit nicht allein das Mittel, sondern auch das einzige Mittel, wodurch unsere Anlagen zur Thätigkeit etwas Gutes für uns werden.

Ob nun der Mensch zur Thätigkeit durch einen inneren Trieb veranlaßt wird, der Jedem in höherem oder geringerem Grade angeboren ist, oder ob seine Verhältnisse ihn dazu zwingen: das Resultat wird unter allen Umständen das selbe sein. Im ersten Falle folgt er seiner Neigung und hat dadurch Ersatz genug für seine Mühe, im anderen handelt er aus Zwang; aber dieser Zwang ist etwas Gutes, da der Mensch dadurch in den Stand gesetzt wird, seine Stellung zu verbessern und sich vermehrte Mittel zum Wohlbefinden und Genuß zu erwerben. Unter dem Begriff des Lohnes, der in der Arbeit liegt, soll nicht die materielle Ausbeute der Thätigkeit verstanden werden, da diese Ausbeute eher als eine Folge der Arbeit entsteht. Der Lohn des Arbeitenden besteht vielmehr in dem Nutzen, der mit der Thätigkeit selbst verbunden ist, ohne Rücksicht auf deren Resultate. Dahin muß vornehmlich gerechnet werden: daß der Körper gestärkt und die Gesundheit erhalten, daß das Gemüth erfrischt und veredelt wird, daß der Gedanke auf ein nützlichcs Ziel gerichtet ist, daß die Ideen sich klären und ein stets erweitertes Feld dem Forschergeist sich eröffnet. Dadurch gewinnt der geistig Wirkende das Bewußtsein, einen Schritt weiter zu dem großen Ziel der Vollkommenheit gethan zu haben, — sofern es dem Menschengeschlecht überhaupt beschieden ist, jemals hier im Leben dieses Ziel zu erreichen.

## III. Warum muß eine Nation suchen, die Volkssprache und die Erinnerungen an ihre Ahnen zu bewahren?

Nur durch eine von Geschlecht zu Geschlecht durch Jahrhunderte fortgesetzte Einwirkung der Traditionen der Vorzeit vermag jene Eigenthümlichkeit der Begriffe und Anschauungen sich zu entwickeln, die, wenn sie scharf genug begrenzend hervortritt, den Namen des Rationalcharakters eines Volkes erhält, weil

die durch die Voreltern gewonnenen Resultate Eigenthum der Nachkommen sind und dieser Besitz jedem Individuum des sozialen Verbandes, zu dem es gehört, gemeinsam ist. Aber gerade in diesem gemeinsamen Aneignungsrecht muß der Grund zu dem inneren Zusammenhalt und der äußeren Abgrenzung gesucht werden, die allein die Existenz eines Volkes zu erhalten vermögen, denn hierin hat die Nationalität ihre Wurzel oder, richtiger: Das ist die Nationalität. Wenn aber die Bande, die die Individuen einer Nation an einander knüpfen, hauptsächlich in dem gemeinsamen Erbrecht an der Väter That und Wirken zu suchen sind, muß es natürlich die Aufgabe der Nation sein, sich die größtmögliche Sicherheit über die Rechtmäßigkeit dieses Besitzes und über das Wesen der Väter zu verschaffen; sie muß Alles zu erhalten und zu erklären suchen, was noch an die Ahnen erinnert, und vor Allem die Sprache, diesen redenden Zeugen für den gemeinsamen Ursprung des Volkes. Nur durch die Erinnerungen leben die Väter noch unter uns, durch die Erinnerungen allein vermögen wir uns die Vorzeit anzueignen. Auf die Vorzeit ist aber das Bestehende begründet; wird die Grundlage erschüttert, dann muß auch das auf ihr errichtete Gebäude wanken.

Ein Volk ohne Vorzeit oder ohne Erinnerungen an die Vorzeit hat keinen Rückhalt in der Gefahr. Kündet die Erinnerung von einstiger Größe, dann liegt darin für die Nachkommen eine um so stärkere Mahnung, nicht ihren Glanz zu mindern; ist die Erinnerung eine trauvige, so liefert sie doch reiche Erfahrungen. In der Brust jedes Menschen schlummert ein gewisses Pietätgefühl für die Begriffe und Eindrücke, die er in seiner Kindheit empfangen hat; denkt man sich eine Nation als Individuum, so wird das Gedächtniß der Vorzeit zu ihren Kindheitserinnerungen. Sie werden immer tröstend und warnend sprechen, sie werden ein kräftiger Schutz gegen jede Entfittlichung sein.

In der Anerkennung des Werthes, den die Erinnerung an die Ahnenzeit hat, liegt zugleich eine Verpflichtung, sie zu erhalten. Darunter versteht man natürlich nicht nur die sichtbaren Denkmäler der Vorzeit, sondern auch jedes geistige Zeugniß, jeden dem Volkscharakter eingepprägten Zug aus der entschwundenen Zeit und vornehmlich die Beibehaltung der Sprache der Väter, die sicherlich eins der wichtigsten Bindeglieder zwischen ihnen und uns bildet. Damit ist nicht gemeint, eine Nation solle durch Stagnation und unvernünftiges Festhalten an dem Alten die Vorzeit und deren Erinnerungen wahren; im Gegentheil: durch ständige Entwicklung und Veredelung des Empfangenen, ohne dessen Ursprung aus den Augen zu verlieren, ehren die Nachkommen angemessen die Erinnerung an die Geschlechter, die ihnen das reiche Erbe der Vorzeit hinterlassen haben. Doch auch gegenüber den kommenden Zeiten hat das Volk in dieser Beziehung Verpflichtungen; was die Väter für die jetzt lebenden Geschlechter gewirkt haben, müssen diese den kommenden übergeben; denn auch die Gegenwart wird künftig Vergangenheit sein und es ist Sache der Gegenwart, zu klären und zu verwirklichen, was entschwundene Geschlechter begonnen, gedacht oder geahnt haben, da auf dieser Grundlage die Hoffnungen der Zukunft sich erheben sollen.

Hentik 33ben.



## Der Schlaucherl vom Berge.

**I**n einer Fürstenstadt giebt's allerhand seltsame Sachen und jeden Tag etwas Anderes. Und doch bewahren sich die Einwohner ihre kindische Neugier bis ins graueste Alter hinein. Die Befestesten noch bleiben auf der Gasse stehen, schauen um oder laufen gar der erstbesten Gestalt nach, die irgendwie auffällt. Was Wunder, daß der Dunnerer-Bum sein großes Publikum besaß, so oft er sich in der Stadt zeigte?

Freilich war er schön, der Dunnerer-Bum! Er hatte niedere Bundschuhe mit breiten Messingschnallen; er hatte weiße, ruppig gestrichte Wadenstrümpfe; er hatte eine Bodleberne, an allen Nähten und Ecken weiß ausgesteppt; er trug um den ziegelrothen Brustrock einen breiten Lederhurt, der mit allerhand Figuren geziert war und Haslein hatte, in denen Messer, Gabel und Löffel staken. Dann hatte er einen langen braunen Vodenrock an, dessen aufstehender Kragen wie eine Ringmauer das kleine, mitten drin stekende Köpfelein umgab und dessen zwei große Seitentaschen schwer und wanstig niederhingen, weil der Mann sein Hab und Gut drin herumtrug. Ferner hatte er einen schwarzen, schwammigen Filz auf, der gleich einem Zuderhut wolkenwärts strebte, der stets von üppigen Alpenblumen und Kräutern umkränzt war und dessen Krempe, breit wie ein Riesenrad, den ganzen Keel eindeckte, den ganzen breitschulterigen Keel sammt seinem Buckelkorb. In diesem Korbe hatte er seine Waarenniederlage, zugebedt mit dem blauen Bettzeug, aus dem er sich für die Nächte in irgend einem Wagenschuppen eine prächtige Lagerstatt zu bereiten wußte. In der braunen, knöchigen Hand hatte er einen langen Hirtenstab, an dessen oberes Ende ein bunter, aber meist schon welker Strauß gebunden war. Vom Angesicht dieses Mannes sah man aber vor lauter Rockkragen und Hut blutwenig. Man sah nur eine sehr stattliche rothe Adler- nase und dann und wann einen Bliker aus den springenden Augen. Aber hören that man es, dieses verborgene Menschenangesicht: Wacholderzweige, Kranabet- beeren, Waldrauch, Ameiseier schrie es aus, mit einer Stimme, die, allen Straßen- lärm übertöndend, heil und grell an die Häuser schlug. Jeder Ausruf ging in ein Jodeln über, das mit einem lustigen Zuckzer endete.

Also marschirte er mit langen, schweren Schritten würdig durch die Gassen und hinter sich hatte er stets eine Rotte von Gassenbuben, zufällig müßigen Dienstmädchen und anderen Leuten, die sich an solcher Erscheinung nicht satt- sehen, satt hören und satt lachen konnten. Böse Buben begnügten sich natürlich nicht damit, sondern bezupften seine Kleider, warfen Steinehn auf seinen Hut und ergöhten sich, wenn sie auf der Krempe liegen blieben. Jetzt: unter solchen Neckereien hörte selbst beim Dunnerer-Bum manchmal die Gemüthlichkeit auf. Da begann er, die Arme auszuwerfen, mit dem Stab herumzuschütteln, schredlich wild und jornig, aber immer so, daß er Niemanden traf, höchstens, daß er dem feststen Zudringling mit dem Ambusch die Wangen schmerzte. Er hus in solchen Augen- blicken auch ein schauerliches Geschrei an über die Belästigung und Verfolgung, der ein armer, askantiger Mensch bei den dummen Stadtleuten ausgejeht sei. Zum Dunnerer! Sie sollten, wenn sie gebildete Leute sein wollten, ihm lieber Wacholderstauden ablaufen, um ihre schmökenden Nester auszurdüchern, oder Kranabetbeeren, um dem Magen Lust zu machen, oder was arbeiten, oder einen

Rosenkranz beten: Das sei gescheiter, als einen ehelichen Mann ausspotten! Mit solcher Art von Vorstellungen machte er es allerdings nicht besser; der Schwarm wurde nur immer noch dreister und wollte ihm auf die Bude. Da rief er himmelan: „Dunnerer! Dunnerer!“ Und schrie es dem Pöbel zu: „Der Dunnerer soll Euch säu-pen!“ Und sagte es offen heraus, was sie nach seiner Meinung waren: Rauter Hirschen und Ochsen und Affen und Gimpel! Und rief schreckbar laut den Herrgott an, daß er glühendes Schusterpech sollte regnen lassen über die lasterhafte Stadt.

Sie gröhnten vor Lachen, er verkaufte Waare, — aber siehe: das glühende Schusterpech war der Polizei nicht recht. Der Dunnerer-Bum, wie man ihn nannte, ward abgeschafft. Als er zwischen den Wacheuten mächtig dahinstiefelte, schwang er seinen Stab hoch in die Luft und jauchzte so durchdringend, daß die Wagenrosse scheuten. Also ein gemeingefährliches Individuum. Na, und ob! In den Kottter bockte er mit vorgehaltenem Haupt so scharf hinein, daß er mit seinem Spighut dem Profossen schier den Bauch eingerannt hätte. Zur Stunde war jaßt die Fürstin vorübergefahren; und als sie die wunderliche Gestalt so in den Händen der Wächter sah, fragte sie die Kammerfrau: „Was sie nur dort mit dem alten Mann haben?“

„Hoheit“, antwortete die Jose, „wieder Mann so heß schreit und singt, kann er noch nicht alt sein.“

Weil ihm bei dem unsanften Gehaben der Wacheute der Hut vom Kopf gefallen war, zeigte es sich, daß die Jose sehr richtig geurtheilt hatte. Es war ein verwildeter, aber ein junger, frischer Blondkopf.

„Dann sollen sie ihn zu den Soldaten nehmen“, sagte die Fürstin.

„Sehr richtig, Hoheit!“

Am nächsten Tage dachte kein Mensch mehr an den Dunnerer-Bum. Vielleicht mit Ausnahme von ein paar Röchinnen und Vogelbesitzern, die den Zündholz- und Ameiseneiermann vermishten. Man hätte ihn ganz ruhig köpfen können, falls eine Wachtperson in seinem Jodeln und Zuckzen ein Staatsverbrechen gefunden haben würde. Kein Hahn wäre darob krähen geworden.

Ein halbes Jahr später, im Mai wars. Ein sommerlich heißer Sonntag. Die Hoheiten waren ausgefahren, die Dienerschaft war ausgegangen. Nur die Kammerfrau war im Schloß auf dem Zimmer geblieben, um einen Brief zu schreiben an ihren Ritter, der auf einem Landgut in fürstlichen Diensten stand. Schwül war es überhaupt, bei dem Briefschreiben war ihr sehr warm geworden. Am offenen Fenster stand sie und wedelte mit einem taubengrauen Seidensächer ihrem drallen, gerötheten Gesicht Kühlung zu. Da hörte sie plötzlich unten auf dem Schloßplatz jodeln. Aber der weite Platz war fast menschenleer, auch die breit sich hinstreckenden Straßen. Alles in den kühlen Häusern oder draußen in den Gärten und Wäldern der Umgebung. Auf idem Kies brütete die Sonne. Das Jodeln wirkelte in ein heklklingendes Getriller aus. Ist denn . . . Sollte denn dieser Bergmensch wieder vorhanden sein, den sie so brollig den Dunnerer-Bum nennen? Die forsche Kammerjose merkte nun auch, woher es kam. Am Hauptportal des Schlosses, über das sich der Schatten des plumpen Thurmdaches legte, stand der wachhabende Soldat. Die weißen Riemen kreuzweise über der breiten Brust,

die Pickelhaube mit dem funkelnden Knauf stramm an die Backen geschnallt, das aufgemesserte Gewehr über der Schulter: so stand der Kerl da und jodelte. Die Dame nahm ihre Zuflucht zum Operngucker. Der mußte schon mehr. Es war ein junger Mensch mit stattlicher Nase und einem hellblonden Schnurrbart, der so mächtig war, daß ein Duzend Kabetten damit hätte ausgestattet werden können. Der Dannerer-Bum wars. . . Sie stieß ein Wenig das Fenster an die Mauer, daß es klirrte. Sie mußte es zwei- oder dreimal thun, bis er hinaufblickte. Da hat sie mit dem Fächer gewinkt. Das konnte aber nur ein gewöhnliches Weiberflügelklattern gewesen sein; der Soldat legte kein Gewicht darauf. Erst als sie sehr gegen ihn herabfächelte und winkte, merkte er, daß es ein außer-gewöhnliches Weiberflügelklattern war.

Er solle ein Bißchen hinaufkommen!

Ja, was denn nicht noch! Jetzt hat er nicht Zeit.

Als jedoch die Glocke vier Uhr schlug und der Wachtsoldat abgelöst wurde, dachte er: Der Sonntag ist jetzt so wie so schon verpaidt, — warum soll ich mir das schöne Schloß nicht einmal auch einwendig anschauen? Heißts halt, das einfältigste Gesicht aufstrecken, das wir extra für den Stadtgebrauch mit haben. Damit kommt man überall durch. . . Die breiten Steintreppen mit den weißen Säulen gefielen ihm sehr gut. Daß nur die hohen Herrschaften gar so eine Freud haben mdgen mit so nackenden Figuren da! Die weiten Gänge sind mit Teppichen belegt, daß man so hübsch heimlich dahinschleichen kann. Wie ausgestorben. Nur eine Schwalbe schwirrt unter den Stadtdecken hin und her und kann das Loch nicht finden, wo sie hereingekommen.

„Was suchen Sie denn?“ fragte plötzlich im Vorfaal eine schmiegsame Stimme.

„Nig, nig, nig!“ antwortete der Soldat und wollte eilig davon.

„Aber so ist's nicht gemeint!“ lachte die Kammerfrau. „Sie können ungenirt das Schloß besehen. Die Hoheiten sind ausgefahren.“

„Weiß es eh,“ sagte der Soldat, „haben uns eh gegrüßt beim Thor. Aber nobel ist's da!“

„Gefällts Ihnen? Ich will Sie herumführen.“

„Gut ist's. Bist ein wohlgefälliges Frauenzimmer, Du!“

Na, Das war stark. Aber sie hat es ausgehalten. Schließlich: warum soll er nicht Du zu ihr sagen? Wir sind alle Menschen. Auch die Tiroler. Daß die Dame reservirt bleibt, versteht sich aber.

„Haben Sie vorhin so hell gesungen?“ fragte sie.

Der Soldat zwinkerte mit den kleinen, tief in den Knochen liegenden Augen, schnob durch die Nase und sicherte sich selber zu: „Natürlich. Auch schon wieder nit recht.“

„Mir? Nicht recht, sagen Sie? Das lustige Singen?“

„Der Hauptmann wird mich einsperren lassen, denk' ich. Oh, das verzwickelte Singen! Meine Mutter hat michs gelehrt, schon in der Halbel. Im Wald hab ich gesungen: da hat mich der Jäger gejagt, weil ihm das Jodeln die Hahner und Hirschen verschreckt hat. In der Stadt hab ich gesungen: da habens mich gut aufg'hebt. Und vor dem Schloß, auf der Wacht, wo der Mensch Zeit hat zum Singen, — mir scheint, da ist's auch nit recht. Popja! Jetzt wär' ich

aber bald gefallen?!" Auf dem glatten Marmorpflaster ausgeglitten, lag er da und die erschrockene Schlossdame wollte ihn aufheben. Er blieb ruhig liegen, lachte aus voller Brust und sagte: „Nein, von einem Weibsbild nit, daß ich mich heben laß. Es wird schon auch so gehen, mit Gotts Willen.“ Ein sinker Sprung und er stand wieder aufrecht.

Als sie ihn in das Zimmer des Fürsten führte, das er zu sehen gewünscht hatte, stand er an der Thür still und wollte nicht weiter. „Da schauts grauslich aus,“ sagte er.

An den Ruhestößen kauerten Bären und Wildkazen, auf dem Fußboden lagen Wolfe und Eber, die ihre Zähne fletschten; es waren aber nur die Felle mit den Köpfen und Pranken. In den Winkeln ausgestopft Adler und Geier. An den Wänden Hirschfänger, Flinten, Revolver und sonstiges Werkzeug.

„Gefällt Ihnen Das nicht?“ fragte sie.

„Da geht mich der Schiesch an.“

„Was geht Sie an?“

„Dubl, verstehst mit Deutsch?“ sagte er mit gutmüthigem Gebrumm.

Sie lachte und führte ihn in ein Frauengemach.

„Aha, da ist der Seinigen ihres.“

„Nein, Kind, Das ist meins.“

„Waaas?“ rief er, duckte sich zusammen und klatschte auf seine Oberschenkel. „In ihr Stübel führt sie mich?“

Actig eingeladen, setzte er sich rasch in einen Rissenstuhl, suchte dabei mit den Armen auf, wie ein im Wasser Untergehender. Als er merkte, daß er doch nicht versunken war, streckte er behaglich Arme und Beine aus und sagte: „Jetzt sollen wir leicht ein Bissel herzen und scherzen miteinander?“

„Aber' Aehng!“ häugte ne' betwenens' und lieg' sich inah' ver' ihm nieder.

„Beim Buffeln, — uns' G'mal ist's schad.“

„Nein, Kind. Bermählt bin ich noch nicht.“

„Ah, Das ist gut!“ rief er, in die Hände klatschend, „jetzt ist Die noch ledig! Aber verstanden hast mich wieder nit, Kammerlay! Das G'mal auf Deinem Gesicht mein ich. Schau, die Tirolerinnen brauchen sich nicht zu farbeln. Bei denen Drabscherln spielt sich Alles von selber. Zuerst, wenn man betteln kommt, werden sie roth. Nachher, wenn sie was B'underes wissen, werden sie weiß. Endlich, wenn man sie sitzen laßt, werden sie grün und gelb. Da hab' ich ehzeit zu Jeder gesagt: Wägen thu' ich Dich schon, aber heirathen thu' ich Dich nit.“

„Nicht wahr!“ sagte sie, „es muß auch nicht immer geheirathet sein.“

Jetzt sagte er ihre grau behandschuhnten Hände, schaute ihr treuherzig in das breite Gesicht und kispelte fast schämig: „Dich mag ich aber auch gar nit.“

„Flegel!“ rief sie und sprang heftig auf. Nchterloh brannte ihr Antlitz an den Stellen, die nicht mit dem zarten Puder getüncht waren.

„Mit welchem Recht beleidigt man mich? Dafür, daß ich Ihm freundlich entgegengestommen bin! Wo Er etwas ganz Anderes verdient hatte. Für Sein pflichtvergessenes Värmen auf dem Posten! Der Hauptmann wird hoffentlich das Weitere verfügen!“

Jetzt nahm er sogar die Bickelhaube ab, vernieigte sich und sagte sehr leis:

„Recht hast, Frauenzimmer! Verklagen mußt mich. Kriegst zum Lohn ein rothes Rödel! Und gelbe Strümpfen! Schergist! Schergist!“

„Mir aus den Augen!“

Er schulterte das Gewehr und marschirte die Treppen hinab. Die Schloßdame brach in ihrem Zimmer auf einen Polsterstuhl nieder und weinte. „Recht geschieht mir!“ wimmerte sie kläglich.

Und recht geschah ihr. Wenn auch nicht ganz so schlimm war, wie es ihm vorgekommen sein mochte. Besagt hat sie nichts. Von ihr aus ging es nicht, wenn der Bursche seinen vorzeitigen Abschied erhielt. Es sei mit ihm absolut nichts anzufangen. Er sei so dumm, so tölpelhaft und so verschlagen, ganz und gar undressirbar, man müsse ihn hinschicken, woher er gekommen sei.

So gelangte der Dunnerer-Bum wieder heim auf seine Almen. Er war ins Stockhaus geworfen, er war krummgeschossen gewesen, aber er versicherte daheim, beim Militär sei es ganz nett; es habe sich so gemüthlich. Die Offiziere seien sehr lustige Leute und hätten ihn immer gemocht. Mit den Stadtleuten sei es überhaupt ein Spaß, und wenn er gejobelt habe, so seien sie aus den Häusern gerannt und ihm nachgelaufen vor lauter Freud. Auch die Frauenzimmer! Im Fürstenschloß sei er aus und ein gegangen, wie daheim. Es war ja Alles wahr, was er sagte; nur sagte er nicht ganz Alles, was wahr war, — und Das darf man doch! Denken kann man, was man will, nur machen muß mans so wie Andere. Das „Du“ gleich mit Jedem und Jeder ist so treuherzig, so tirolerisch. Daß er nur Salzburger ist, brauchen sie nicht zu wissen. Daheim hatten sie ihn den Schlaucherl vom Berge genannt. Aber wenn die Schlauchheit aufkommt, dann ist keine Schlauchheit mehr. „Politik von Fall zu Fall“ hatte er einmal gelesen. Aber er behauptete mit tölpischer Miene, daß er keinen Buchstaben kenne. Na halt so: ist man unter seinen Leuten, so spielt man den Einfaltspinsel, damit man ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagen kann. Fropeln und necken sie Einen, so kann man zornig werden. Der Dunnerer-Bum! Das macht Aufsehen. Obshon es sich aber gar nicht auszahlt, daß man sich auseinanderthut. So bleibt man, was man ist, und geht als Sieger durchs Leben. Die-weißen blieb er nun in der Wildniß, wo ihm ein struppiger, rother Bart wuchs. Er hoffte, noch so weit herunter zu kommen, daß seine Pöhle aussah wie jenes Fürstenzimmer, — voll wilder Thiere und Nordwaffen.

Da geschah es — ich kann nichts dafür, es war wirklich! —, daß der Fürst eines Tages auf der Jagd sein Befolge verlor, sich im Bergwald verirrete und in die Hütte unseres Schlaumeiers gerieth, wo er eines Wettersturmes wegen auf eine ganze Stunde lang Unterstand nehmen mußte.

„Ei ja“, sagte der Dunnerer-Bum, als er den Gast am Herdfeuer aufgespeichert hatte, „Jäger sein ist eh eine harte Sach'. Muß im Gebirg herumtrallen, sich schnaß schwitzen und krank leuken, muß arme Thierlein toischießen oder, wenn man nichts trifft, sich auslachen lassen. Da haben es die hohen Herren gut, meiner Seel! Die dürfen fehlen, wie sie wollen, so werden sie gelobt: so ein gutes Herz, nit einmal ein Reherl umbringen! Sie dürfen treffen, was sie wollen, die Wais oder das Ritz: es sind doch die schönsten Bücke! Wirklich wahr, so ein Graf oder Fürst oder was mächt' ich sein. Da wollt' ich mir die Welt

herrichten, saggra noch einmal! Erzählen thät' ich mir nur lassen, was sich gut anhört, das Andere ist nit. Ist nit! Wer mir angenehms Sach erzählet, Der kriegt so ein Dingel ins Knopfloch, ein sauberes; wer mir die Wahrheit sagt, kriegt eine Nasen. Ist ein Tröpfel Milch gefällig?"

Der Fürst nahm einen Schluck aus seiner Cognacflasche, blickte den Waldmenschen schmunzelnd an und sagte: „Da wäret Ihr ja ein sehr schlechter Fürst, lieber Freund!“

„Wieso, Herr? Just die guten Fürsten müssen der Wahrheit ausweichen. Wissen sie, wies zugeht im Land, und sie bleiben doch, was sie sind, — na, gute Nacht, vor so Einem rüd ich kein Hütel, geschweige meinen Hut. Wenn Du ein Fürst wärest, Jager, Das heißt ein guter, so wollt' ich Dir ins Gesicht sagen: Hoheit, dank' ab. Wenn Du Dir einbildest, daß Du die Vent' regirst, so bist ein Rare. Sie regiren Dich. Und recht so. Einer richtet sich leichter nach Vielen als Viele nach Einem.“

„Und wozu, mit Bestattung, wäre denn nach Eurer Meinung ein Fürst gut, der sich von seinem Volk regiren ließe?“ fragte der Jäger.

„Wozu halt ein Siegelring gut ist. Hast ja auch einen am Finger, Jager. Zum Dunnerer, Das bliht ja wie ein Karfunkelstein!“

Das Wetter hatte sich aufgeheitert.

„Es hat mich gestreut!“ sagte der Jäger, „nehmt Das, wenn Ihr in Eurer Einsiedlerleben dafür Anwendung habt. Und sonst behaltet es als Andenken.“

Der Waldmensch klopte das glänzende Scheiblein in der hohlen Hand an und schmalzte mit der Zunge: „Zum Dunnerer hinein! Ein Kreuzer, ein goldener! Na, hörst, Jager, wer so viel Geld hat, Der sollt' sich doch nit mit dem nothigen Wildpretschießen abgeben!“

„Schon gut, lieber Waldbruder. Und wenn Ihr einmal in die Stadt kommt, so besucht mich. Hausnummer Eins!“

Der Dunnerer riß wie erschrocken sein Gesicht in die Höhe. „Haus . . . Nummer Eins?“ fragte er verblüfft. „Man hört, daß . . . dort unser allergnädigster Herr wohnt!“

„Das stimmt. Ihn habt Ihr heute beherbergt.“

Sprang der Dunnerer-Bum zwei Schritte rücklings, als hätte ihm Einer einen Schlag ins Gesicht versetzt. Einen angenehmen natürlich. Denn dieses Gesicht that sich jetzt in allersehendster Breite auseinander. „Du wärest . . . der Fürst?“ rief er aus, „na, aber da schauts her! Und ich hab' so dumm dahergeredet!“

„Hat nichts zu sagen. War vielleicht klüger, als was ich seit Langem gehört.“

„Weh! Im W'schloß bei den gescheiten Herrschaften! . . . Nachher wüht' ich Dir doch einen guten W'spach, gnädigster Herr Fürst. Da kunnst mich gleich mitnehmen hinein. Mich zum Minister machen, — gelt ja! Sollst mit mir keine Schand' aufheben: ich laß mich rastron.“

Der Fürst stieg herab in die herrliche Kultur. Der Dunnerer-Bum, oder wie er eigentlich heißt, blieb oben auf dem Berge. Den Berg nenne ich nicht; er steht zwischen der Salzach und dem Bodensee. Wenn es einem der europäischen Souverains doch am Ende einfiel, den Dunnerer-Bum zum Minister zu machen, so liefere ich seine Adresse. Diplomat ist er genug dazu. Leute, die sich zur rechten Zeit dumm stellen, kriegen die Klügsten unter.

## Industrieller Partikularismus.

Nicht politisch nur ist, schon in Folge der Kleinstaaterci, das Deutsche Reich kein Land der Centralisation: auch unsere Industrie zeigt den selben Wesenszug. Die Gründe, weshalb sich ein bestimmtes Großgewerbe gerade in der einen Gegend und nicht anderswo entwickelt hat, sind manchmal schwer zu entdecken; was darüber bei Ausstellungen, Jubiläen und in Schulprogrammen gesagt wird, pflegt selten stichhaltig zu sein. Wie Paris, ist auch Berlin die größte Fabrikstadt des Reiches geworden; daneben aber haben wir viele andere bedeutende Fabrikcentren. Die Wahlen haben ja wieder deutlich die charakteristische Vertheilung unserer Industrie im Westen und Osten gezeigt: während im Westen überall eine geschlossene Arbeiterbevölkerung vordringt, erblickt man im Osten nur industrielle Inseln. Bei vielen Industrien ist die Wahl des Ortes freilich leicht erklärt, denn der größte Theil der Rohstoff-fabrikation ist an natürliche Voraussetzungen gebunden. So entstanden unsere Eisenhütten in der Nähe von Kohlengruben, an der Ruhr, Saar und in Oberschlesien. Wo Kohle ist, giebt es gewöhnlich auch Eisenerze; nur genügen unseren Montangrößen heute die heimischen Erze schon längst nicht mehr. Auf der anderen Seite sieht man, daß die sächsische Braunkohle mit ihrem geringen Heizwerth Sachsen doch nicht zur Herstellung von Eisen und Stahl in großem Stil verlockt hat; dagegen ist die Braunkohle für die nur eine halbe Stunde entfernten Salzlager des preußischen Fiskus sehr wichtig geworden.

Die Textilindustrie war ursprünglich meist in Sachsen, Baden und Württemberg concentrirt. Sie erwuchs aus der Hausarbeit; doch blieben die modernen Fortschritte dieser Branche nur da erhalten, wo andere lokale Vorzüge mitwirken konnten, wie Wasserkräfte oder leichte Abjahverbindungen. Schlesien mit seiner Leinenweberei konnte den Uebergang von der Hausindustrie zur Maschine und von der Leinwand zur Baumwolle nicht finden. Früher bestand bekanntlich die Kette immer aus Leinen und nur der Einschuß war Baumwolle, bis dann die reine Baumwolle aufkam. Die ersten Schritte zu einer solchen Reform thaten natürlich die günstiger situirten Importländer England und Frankreich, die durch ihre Flotten und ihren Seehandel vorwärts gekommen waren. Heute hat Bremen selbst die englischen Baumwollbörsen fast überholt und auch der hamburger Hafen führet in dieser Beziehung dem Betrachter überraschende Bilder vor. Anfangs aber zog Süddeutschland wegen seiner intimen Verbindungen mit den westlichen Ländern die ersten Vortheile aus der neuen Marktlage. Doch verstand man auch in Sachsen die neuen Verhältnisse rasch auszunützen; hier siegte die kaufmännische Intelligenz, die auch durch die alte Institution der leipziger Messe wirksam unterstützt wurde. Man muß übrigens anerkennen, daß die sächsische Regierung ihre Industrie rastlos gefördert hat und daß die dortigen Staatsbeamten bei Jahresversammlungen und ähnlichen Anlässen durch ihre genaue und gründliche Kenntniß mancher Fabricationen die Hörer oft überraschten. Wie viel die — bei den Manchesterleuten verpönte — künstliche Züchtung einer Industrie zu leisten vermag, zeigt die heutige Blüthe der Textilindustrie im Elsaß. Sie ist dem dritten Napoleon zu danken, der die ersten Rattunbrudereien durch direkte Geldunterstützungen hob und auch die berühmte gewordene Fachschule in Mülhausen gründen ließ. So entstanden viele

Riesenerunternehmungen, denen das Aktienwesen noch nicht zu Hilfe kam, denn die „Umwandlungen“ der Privatfabriken stammen erst aus neuester Zeit. Ähnliches hat Preußen im hohenzollernschen Land lange versucht, wo Einzelne Subventionen bis zu 100 000 Thalern erhielten. Später hat sich dann dieses Fürstenthum in den Textilaufschwung Württembergs mit eingelebt.

Am Niederrhein wurden die Baumwollspinnereien und Webereien durch den leichteren Bezug der Rohstoffe via Antwerpen oder Rotterdam und durch die besseren Absatzverhältnisse begünstigt. So sehen wir Plätze wie Gladbach, Rheydt, Elberfeld, Arefeld — wohin allerdings die Emigranten aus Frankreich ihre Seidenweberei mitgebracht hatten — unaufhaltsam wachsen. Die Tuchfabrikation in Aachen und Umgegend ist natürlich viel älter. Sie begann mit dem Niedergang der niederländischen Exporten. Die flüchtigen Gentler und Brügger wandten sich zuerst nach dem bis dahin ganz unbekanntem Berviers, gründeten dann das heute preussische Montjoie und fanden endlich besonders bei Aachen das ihnen passende Wasser.

Mit der Textilfabrikation ist die chemische Großindustrie Deutschlands eng verbunden; denn ihre modernste Thätigkeit gilt der Herstellung von Farben. Dadurch ist auch die nahe Nachbarschaft dieser beiden wichtigen Industriegebiete zu erklären. So ging es z. B. in Elberfeld, weil dort wegen des Türkisch Roth die Rothfärbereien arbeiteten, die dann eines Tages durch das Alizarin — eins der am Besten rentirenden Patente — aufgeschreckt wurden. Am Rhein und am Main entstanden nun chemische Fabriken. Die badische Anilin- und Soda-Industrie hat heute eine ganze Flotte von großen Schiffen, durch die sie Rohstoffe und Kohle zu Wasser billig bezieht und die auch ihrer Ausfuhr beträchtlich nützen. Eben so ist es bei den höchsten Farbewerken und der chemischen Fabrik Griesheim, die auf eigenen Schiffen ihren in Spanien gekauften Schwefel nach Antwerpen und von dort per Kahn bis Griesheim bringt. An die Farwerke reihen sich die Fabriken für Soda, Schwefelsäure und manche andere Zwischenindustrien.

Bei der Herstellung von Zucker und Branntwein ist über die Ortsfrage nicht viel zu sagen. Beide sind naturgemäß mit dem Ackerbau eng verbunden.

Wir kommen nun zu der Industrie fertiger Produkte, den eigentlichen Fabrikaten. In dieser Beziehung zeigt Deutschland die merkwürdige Erscheinung, daß hier, wie sonst nirgends, überall einzelne Spezialgewerbe groß geworden sind. Wer weiß z. B., weshalb gerade im badischen Lahr so viele große Kartonnagefabriken bestehen, weshalb gerade Pforzheim, Schwäbisch-Gmünd und Hanau in Gold- und Bijouteriewaaren den Markt beherrschen? Von Hanau weiß man freilich, daß es sich Offenbach und die dort arbeitenden französischen Fabrikanten früh zum Vorbild nahm. Aber die Uhrenindustrie im Schwarzwald brauchte, als Handarbeit, früher durchaus keine Wasserkräfte. Die große Schußfabrikation im billigen Pirmaßens war ursprünglich keineswegs das Produkt einer größeren Gemeinschaft; der Zuzug aus der Pfalz begann erst, als die dortige Hausweberei aufzuhören anfang. In Nürnberg und Jülich wiederum bilden Blattmetall und Draht alte Gewerbe. Der Ruf, den Hanau und Offenbach früher als Tabakstädte genossen, stammt wohl aus der Franzosenzeit und deren feinen Ueberlieferungen. Das Entstehen der Lederindustrie an der Nahe erklären die dortigen Eichenwälder, von deren Ausnutzung man sich natürlich zu Gunsten Amerikas längst abgewandt hat. In vielen Fällen haben wir es auch mit früheren Residenzen zu thun,

wo die Fürsten dem aufgeklärten Despotismus ihrer Zeit huldigten und politische und religiöse Flüchtlinge mit ihren vortheilhaften Fabrikationarten aufnahmen, während die Reichsstädte, mit Ausnahme Hamburgs, von je her nicht nur eine schroffe geschäftliche Unbulsamkeit pflegten, sondern dafür auch noch stets allerlei edel klingende Begründungen fanden. Mitunter wuchs ein bestimmter Fabrikationszweig auch aus einer religiösen Gemeinschaft hervor, da Arbeitsamkeit und Erwerbsinn ja zu den Kennzeichen mancher Sekte gehören. In Deutschland waren aber auch in neuerer Zeit noch eigenartige Erwerbsvereinigungen zu sehen. So wurde im badischen Schwarzwald in den sechziger Jahren eine Handelsgesellschaft gegründet, deren Mitglieder, um nicht vom Geschäft abgezogen zu werden, nach den Statuten verpflichtet waren, von ihren Familien zeitweilig getrennt zu leben: sie durften in die Städte, in die sie die geschäftliche Weisung ihrer Gesellschaft für Jahre rief, weder Weib noch Kind mitnehmen. Nur einmal im Jahr durften sie den Besuch der Familienmitglieder empfangen.

Die Maschinenindustrie hat in Deutschland viele Centren, theils im Anschluß an vorhandene Großindustrien, wie in Augsburg an Textilfabriken und Mühlen, theils ganz selbständig. So hat Berlin Werkzeug- und Spezialmaschinenfabriken für alle möglichen Gewerbe, Leipzig wiederum Fabriken, die für Druckereien und Buchbindereien arbeiten. In Düsseldorf, dem Mittelpunkt der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie, blühen die großen Etablissements für Werkzeugmaschinen. Die elektrische Industrie ist natürlich am Größten in Berlin. Daß die Schudert-Gesellschaft jetzt ein ungeheures Arbeiterviertel in Nürnberg einnimmt, hängt lediglich mit der Heimathliebe des alten Schudert zusammen, der, obwohl ihm von allen Seiten gerathen wurde, nach Leipzig zu ziehen, durchaus in seiner Vaterstadt bleiben wollte. Auch die Elektrizitätsgesellschaft Vahmeyer brauchte nicht in Frankfurt zu sein; die frankfurter Ausstellung gab den Anlaß dazu und seitdem ist dort auch eine große Akkumulatorenfabrik gegründet worden. Nicht immer sind eben lokale Gründe entscheidend. Als z. B. der Weber Riebinger seine großen Textilunternehmungen in Augsburg lohnend genug durchgeführt hatte, ging seine Schaffenslust zur Gasindustrie über, für die auch ein anderer Platz als Mittelpunkt gepaßt hätte. Aus einem ähnlichen Triebe kaufte Eggestorf in Hannover, als seine Salzwerke gut gingen, Lokomotivfabriken, — in einer Zeit, wo diese Thätigkeit sehr gesucht war und tüchtige, vom Glück begünstigte Männer leicht zur Vielseitigkeit verlockt werden konnten. Denn der große Feind von heute, die Konkurrenz, war damals noch nicht so gefährlich geworden, wie er es jetzt ist. Lokomotivfabriken entstanden oft natürlich in der Nähe von Eisenbahncentren.

Erwähnt mag noch werden, daß heutzutage fast jede größere deutsche Landeshauptstadt, selbst Braunschweig, Darmstadt, Karlsruhe, mindestens eine bedeutende Dampfmaschinenfabrik hat. Je mehr diese Städte politisch, als Residenzen, verlieren, desto mehr gewinnen sie häufig an industrieller Selbständigkeit. Maschinen- und Fabrik-Könige erwerben die Macht der alten Monarchen und über Deutschlands Wesilde zieht ein neuer Partikularismus heraus, der besser und nützlicher ist als der alte und fleißigen Händen rastlos die ersohnte, nährende Arbeit schafft. Pluto.



## Notizbuch.

Das sechshunddreißigste Ministerium der dritten französischen Republik ist gestürzt worden. Als es entstand, wurde es verhöhnt und die Gegner riefen, Herr Méline werde sich mit seinen Leuten nicht drei Monate halten. Er hielt sich, trotz den gehäuften Schwierigkeiten, trotz dem Dreyfuslärm, dem Griechentrach, der Brottheuerung und der Spanierbaiffe, 776 Tage, also noch um eine Woche länger als das Ministerium Jules Ferry, das bisher den Rekord der Dauerbarkeit erreicht hatte. Er hätte sich noch länger zu halten vermocht, wenn er skrupelloser gewesen wäre. Die Verstimmlung der Kapitalisten, die an spanischen Papieren seit Wochen riesige Summen verlieren, warf ihre Schatten freilich auch ins Palais-Bourbon, wo die von der Volksgunst Erwählten — unter denen jetzt sogar ein Reger, Herr Legitimus, der Vertreter der Insel Martinique, sitzt — im Schweiß ihres Angesichtes täglich je 25 Francs einsäckeln. Dennoch gelang es dem behenden Méline, der eben erst den finsternen Radikalen Brisson vom Präsidentensitz verdrängt und durch den maßvollen Deschanel, das Wunderkind der vereinigten Sozialistenländer, ersetzt hatte, sich zweimal an einem Tage eine ausreichende Mehrheit zu sichern: mit 295 zuerst, dann mit 284 gegen 272 Stimmen erklärte die Kammer sich am vierzehnten Juni für die von der Regierung vorgeschlagene Politik. Die Mehrheit war nicht groß, aber sie genügte immerhin und entsprach den Machtverhältnissen einer Kammer, die aus der Regierungspartei den Präsidenten erklärt hatte. Zwischen den beiden entscheidenden Abstimmungen war aber, wider den Willen des Kabinettschefs, ein von zwei Radikalen geschickt formulirter Zusatz angenommen worden, der die Regierung zwingen sollte, die Hilfe der Monarchisten und der Allirten abzuweisen und sich ausschließlich auf die Republikaner zu stützen. Herr Méline, der, wie der ihm auch sonst in manchem Wesenszug ähnliche Herr von Miquel, seine Aufgabe darin sieht, alle an der Erhaltung des Privateigenthumes interessirten Parteien zum Kampf gegen die Kollektivisten zu sammeln, wollte diese kleine Schlappe nicht um eine Stunde überleben. Herr Léon Bourgeois, sein Vorgänger, hatte Schlimmeres erduldet, ohne deshalb vom Plaze zu weichen; Herr Méline ging freiwillig nach der ersten, an Bedeutung geringen Niederlage aus dem Amt, — ging, trotzdem er sich auf zwei ihm günstige Abstimmungen berufen konnte. Man sagt, er wollte sterben; und es ist sehr wahrscheinlich, daß er gern aus der Unsicherheit parlamentarischer Verhältnisse schieb, die ihn Monate lang zu allerlei gefährlichen Giertänzen gezwungen hatten. Die Lage, die er hinterließ, war nicht leicht zu überblicken und die ersten drei Männer, die der stets heiter blickende Féliz Faure zur Kabinettsbildung berief, die Herren Ribot, Sarrien und Peytral, kamen nicht ans ersehnte Ziel. Jetzt scheint Herr Henri Brisson, den man L'incorruptible nennt und der sich, wohl um diesem Titel Ehre zu machen, geweigert hat, den vom Panamaschlamm bespritzten Freycinet in sein Kabinet aufzunehmen, der große Wurf gelungen zu sein. Er hat die Protagonisten der radikalen Partei um sich geschaart und wird, wenn er nicht wider Erwarten etwa noch im Hafen scheitert, Ministerpräsident sein, ehe diese Zeilen gelesen werden. Ob ein radikales Ministerium sich halten kann, trotzdem die Kammer keine radikale Mehrheit hat und der Senat dem Radikalismus abhold ist? Nicht von der Einkommensteuerreform, der Verfassungsrevision und der Kirchenpolitik wird die Beantwortung dieser Frage nach menschlicher Voraussicht abhängen, sondern davon, ob es dem neuen Ministerium, dem der kluge, historisch gebildete

und diplomatisch erfahrene Herr Panotauz fehlt, möglich sein wird, die Besizer spanischer Werthe vor weiteren schlimmen Verlusten zu bewahren. Einstweilen wird Herr Pauze sich vergnügt die soignirten Herberhände reiben und hoffen, daß Briffon, der in der letzten Zeit als ein ernst zu nehmender Präsidentschaftskandidat galt — auch Grövy und Casimir-Périer hatten, bevor sie in den elysäischen Palaß einzogen, der Deputirtenkammer vorgelesen —, an der Spitze des radikalen Ministeriums sich rasch um einen Theil seines Ruhmes bringen wird. Herr Méline aber wird die Führung der Opposition gegen das siebenunddreißigste Ministerium übernehmen. Er hat sich als den geschicktesten, gewissenhaftesten und besonnensten unter allen leitenden Politikern der dritten Republik bewährt und seine Rolle ist sicher noch nicht für immer ausgespielt. In seiner letzten Kammerrede sagte er: „Nicht zwischen zwei politischen Systemen, sondern zwischen zwei Gesellschaften schwebt heute der Streit: zwischen der Gesellschaft, die auf den großen Grundfäden von 1789, auf dem Besitzrecht und der individuellen Freiheit, beruht, und der anderen, die sich auf die Grundsätze der sozialen Revolution stützt, Eigenthum und persönliche Freiheit der Staatsallmacht opfert, die Quellen des Reichthumes beschmutzt und schließlich zum Rassenelend führen muß. Zwischen diesen beiden Weltanschauungen ist keine Versöhnung möglich; die eine muß die andere zu vernichten suchen.“ Er wird sich, in Ferrys Spuren, bemühen, seiner Anschauung den Sieg zu sichern. Wer aber vermag heute zu sagen, ob Frankreich nicht dennoch das erste Experimentirland des Kollektivismus werden wird, wenn in Spanien über kurz oder lang die Monarchie zusammenbricht und Italien auf dem Unheilsweg verharret, an dessen Ende schon jetzt der Versuch sichtbar ist, durch ein Bündniß der Mexikalen und der Sozialisten das Königthum zu stürzen und einen Zustand zu schaffen, der den Papst von dem weltlichen Rivalen befreien und zum einzigen Souverain im Stammlande des alten Römerreiches machen würde?

In der Berliner Korrespondenz vom fünfundzwanzigsten Juni 1898 las man staunend die folgenden Sätze:

„Aus Anlaß des Ablaufes einer zehnjährigen Negirungszeit Seiner Majestät des Kaisers und Königs erscheint gegen Ende des laufenden Monats im Verlag von Bong & Co., Deutsches Verlagshaus, Berlin W., Potsdamerstraße 88, unter dem Titel „Unser Kaiser“ ein Werk, welches unter Mitwirkung hervorragender Fachleute von Georg W. Bagenstein herausgegeben ist und die Wirksamkeit Seiner Majestät in den verschiedenen Zweigen des staatlichen und persönlichen Lebens behandelt. Der Ladenpreis der Volksausgabe des ungefähr 400 Seiten in Quartform umfassenden und mit 12 Kunstafeln und nahezu 400 Abbildungen ausgestatteten Werkes ist auf 5 Mark festgesetzt. Von dem Reingewinn sollen 25 v. H. seitens der Unternehmer zu einem von Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin zu bestimmenden patriotischen oder sonstigen gemeinnützigen Zwecke abgegeben werden.“

Die Berliner Korrespondenz ist ein amtliches, vom Ministerium des Innern ressortirendes Blatt, das sein arames Dasein Herrn von Adler dankt. Wird sich ein Abgeordneter finden, der fragt, wie dieses aus Ministerialfonds gespeiste Blatt dazu kommt, für private buchhändlerische Unternehmungen Reklame zu machen?

Der im vorigen Heft abgedruckte Brief „An den Kaiser“ hat mir, außer

dem erquickenden Wuthgekreisch alles Holzpapier verunreinigenden Dampfengefändels, ein paar hundert Briefe ins Haus geweht, von denen ich, zu meinem Bedauern, nicht jeden einzeln und ausführlich beantworten, deren Schreibern und Schreiberinnen ich hier nur herzlich danken kann. Die Lobsprüche, die meinem Bemühen darin gesendet werden, habe ich nicht verdient. Denn es ist kein Verdienst, die Wahrheit zu sagen; und es ist nur ein Symptom ungesunder Zustände, wenn die Erfüllung einer Pflicht schon besonderen Lobes würdig erscheint. Für die freundliche Gesinnung, die aus den Briefen spricht, bin ich aufrichtig dankbar; für nützlicher aber würde ich es halten, wenn die Schreiber, statt mich über Gebühr zu loben, lieber die gewissenlosen Leute offen und hart tadeln wollten, die zu feig sind, um zu sagen, was im Deutschen Reich seit Jahren nun schon Jeder empfindet.



## Der Wahrheit Rache.

Aus dem babylonischen Talmud.

**I**n Schriftgelehrter saß in seinem Hause und weinte vor Betrübniß. Denn er forschte im Gesetz und war Vieles, das sein Sinn nicht erfaßte.

2. Da trat zur Thür herein ein Weib, das war nackt;

3. und hub an und sprach: Erschrick nicht und schäme Dich nicht meiner Nacktheit, denn da ich gekommen, will ich Dir das Wort deuten.

4. So deutete sie ihm denn die Schrift, bis daß der Nacktthau sich niederließ und der Morgen kam. Da sprach das Weib also: Verschließe Deine Bücher und lege Dein Festgewand an,

5. denn ich bin gekommen, auf daß Du mich zum Könige fährst.

6. Der Schriftgelehrte aber schrie: Was willst Du beim Könige, da Du voll Weisheit bist und anderen Weibern nicht ähnlich? Weißt Du nicht, daß vor dem Stuhl unseres Herrn die Thorheit kniet und die Heuchelei sich spreizet und die Lüge redet? Und bist nackt und von schöner Gestalt und fürchtest Dich nicht vor der Begierde der Höslinge?

7. Das Weib aber sprach: Führe mich zum König!

8. Und da sie in den Palast traten, ward das Weib kleiner denn zuvor und unansehnlich; und als sie vor dem Thron standen, war sie alt und runzlig und finsternen Blickes.

9. Der Schriftgelehrte erhob sein Antlitz zum König und sprach: Herr, dies Weib ist weiser denn Dein hoher Priester und mächtiger des Wortes denn Deine Propheten. Sie befahl mir aber, daß ich sie vor Dein Angesicht führe.

10. Da lachte der König und sagte: Wohlan, so will ich sie prüfen. Und Die um ihn waren, blickten voll Hohn.

11. Der König fragte also: Welcher Fürst ist der mächtigste? Und sie antwortete: Dein Nachbar von Osten.

Und der König fragte zum Anderen: Welcher Fürst ist der weiseste? Sie antwortete: Dein Nachbar von Süden.

Da ward der König unwillig und hieß seine Höflinge schweigen

12. und fragte zum Dritten: Was kündest Du mir von meinen Völkern? Und sie sprach: Sklaven sind sie und Schlachtthiere. Sie werden getreten wie Trauben in der Kelter. Und geben doch nicht Most, sondern eitel Thänen, Schweiß und Blut.

13. Da schrien die Weiber des Königs: Steiniget sie! Und spien sie an. Sie aber sprach zur Einen: Schämst Du Dich nicht, daß Du Dich schminkest und purpurne Seide und goldene Schuhe trägst, da Dein Leib vertrocknet ist und die Hüfte Deiner Brüste verwehrt? Und zur Anderen: Erdreistest Du Dich, daß Du hintrittst vor den König, da Dein Buhle noch in Deiner Kammer liegt?

Der Schriftgelehrte aber wandte sich und stoh von hinnen.

14. Jedoch der König ersticke seinen Grimm und sprach: Ich will sie zum Letzten fragen. Sprich: Was redet das Volk, wenn es meiner gedenkt?

15. Das Weib antwortete: Sie reden, daß Du ein im Sinn Irrender seist. Aber sie wissen es nicht. Denn ich sage Dir: Du bist arm und elend.

16. Da erglühete der König vor Zorn und hieß das Weib fesseln und kreuzigen. Und die Weiber schlugen sie mit Ruthen und die Höflinge höhnten sie um ihre Nacktheit. Die Knechte aber führten sie hinaus und schlugen sie ans Kreuz.

17. Aber das Weib wollte nicht sterben. Und da die Nacht hereinbrach und die Wächter schliefen, riß sie sich los und entkam. Und schlang einen blutrothen Schleier um ihr Haupt und nahm ein Schwert in ihre Rechte und stieg auf die Dächer der Häuser und rief:

18. Wachtet auf, Ihr Schläfer, erhebt Euch, Ihr Träumer! Schande über Eure Feigheit und Schmach über Eure Knechtschaft! Eröthet um Euren Hunger und schämt Euch Eurer Blöße! Wüthet Euch mit Schwertern, Ihr Männer, und rüftet Euch mit Fackeln! Zerschmettert, die Euch schlugen, und zermalmet, die Euch drückten!

19. Da erhob sich das Volk; und sie erbrachen die Thore des Palastes und erschlugen den König sammt seinen Kindern und seinem Gesinde.

Und da sie am Raube und Brände sich sättigten, schritt das Weib hinaus aus den Thoren der Stadt und war schöner denn je zuvor.

20. Da begegnete ihr der Schriftgelehrte, der da hinweggeflohen war, und sprach zu ihr: Bist Du des Wortes kundig und säest Hag? Bist Du von Gott und predigest Aufruhr? Sprich, daß ich wisse, wer Du seist!

21. Und das Weib stand auf und wuchs gen Himmel; und ihr Weib glühete wie das Eisen im Ofen des Stiefers und ihre Rede war wie die Stimme des Donners

22. und sprach: Siehe, ich bin die Reuchte vor dem Throne Jehovas und das flammende Schwert in seiner Rechten und heiße die Wahrheit.

Du aber stirbst jezt, denn Keiner, der geboren ist, soll mich erkennen und, wenn er mich erkannt hat, weiterleben.

23. Da sank der Schriftgelehrte zusammen und verging zu Asche und Staub. Und war Niemand, der ihn begrub noch um ihn trauerte.

Und sein Name ist ausgelöscht und vergessen bis auf diesen Tag.